



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 9 May 2, 1953**

Köln: Bund-Verlag, May 2, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS

## Mutti hat 'nen „lieben Onkel“

„Die Jugend von heute...“, sagen die Leute und schütteln den Kopf und zucken die Achseln. „Früher, zu meiner Zeit...“ Die Jugend hat sich an solche Seufzer gewöhnt. An noch viel mehr sogar. Nämlich an die Erwachsenen von heute. Und wenn deren Eltern, die Eltern der Erwachsenen von heute, ihre Sprößlinge sehen könnten, dann würden sie vielleicht genau so sehr mit dem Kopf schütteln und mit den Achseln zucken und „früher, ja zu unserer Zeit“ sagen.

18,5 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren leben im Bundesgebiet. Genau 100 000 Mütter dieser Kinder führen eine sogenannte „Onkelehe“, eine wilde Ehe mit einem „lieben Onkel“, der vielleicht sehr nett und herzlich zu seiner „Frau“, seinen und seines Vorgängers Kindern ist, bloß eben nicht mit deren Mutter verheiratet ist. Denn wenn er Mutti heiraten würde, dann verlöre Mutti eine beachtliche Witwenrente oder ähnliche Geldzuwendungen und Unterstützungen. Das aber möchten Mutti und „Onkel“ vermeiden. Denn es kommt immer noch erst das Fressen und dann die Moral. Und dieses Vielzuwenig an Moral, das außerdem auch noch erst in allerzweiter Linie kommt, ist meistens alles, was der Jugend von ihren sogenannten „Erziehungsberechtigten“ mit auf den ferneren Lebensweg gegeben wird. Und dann wundert man sich über die Moral der Jugend von heute. Man würde sich etwas weniger wundern, wenn man sich öfter vor Augen hielt, daß 700 000 von unseren Unterachtzehnjährigen unehelich geboren worden sind. Der gute Einfluß der Erziehungsberechtigten auf die Moral der Jugend ist in diesen Fällen genau so zweifelhaft wie in 700 000 weiteren Fällen, wo sich die Eltern haben scheiden lassen.

Die Statistik der Caritas, der wir diese Zahlen entnommen haben, spricht ferner von 1,4 Millionen Kindern und Jugendlichen, die durch den Krieg ihren Vater verloren haben. In den ersten Jahren nach 1945 hat die Jugend in ihrer grenzenlosen Enttäuschung die Schuld am Kriege der ganzen älteren Generation vorgeworfen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob das wirklich so unberechtigt war. Im Augenblick und an dieser Stelle genügt es uns, wenn wir diejenigen, die da über die „Jugend von heute“ herfallen, nachdenklich machen können, wenn sie sich darüber bewußt werden, daß fast jeder vierte junge Mensch aus der riesigen Schar der 18,5 Millionen Unterachtzehnjährigen nicht mehr in einer geordneten oder vollständigen Familie lebt. Und daran trägt die vielgelästerte Jugend von heute bestimmt am allerwenigsten Schuld.

## Sie sind doch zum Tode verurteilt

Zweihundert Mark haben und zweihundert Mark nicht haben, das ist schon ein Unterschied. Das weiß auch der Stadtjugendpfleger von Gießen, Ex-General Kegler. Und deshalb liegt er auch seit Jahren mit sämtlichen Instanzen im Streit. Ein ehemaliger General als Stadtjugendpfleger? wird man fragen. Das muß nicht immer das richtige sein. Aber General Kegler, der ist schon richtig. Und die zweihundert Mark wäre er auch schon wert.

Daß General Kegler ein General aus besonderem Holz war, mußte sich sogar der starke Mann des Dritten Reiches, Reichsführer SS Heinrich Himmler, laut und deutlich genug sagen lassen.

Das war im Katastrophen-Januar 1945. Die Verteidigung der deutschen Ostfront brach unter den Stößen des russischen Rammblocks ineinander. Der Iwan rückte auf Landsberg an der Warthe. Und Heinrich Himmler in seinem Hauptquartier der Heeresgruppe Himmler in Deutsch-Krone mußte fast stündlich auf der wandgroßen Generalstabskarte seines Frontabschnitts die Markierungsfähnchen zurück-

stecken. Da gab er direkten Befehl an General Kegler, die offene Stadt Landsberg „bis zum letzten Mann“ zu halten. Mit seiner Division, hieß es in dem Befehl. Aber die Division mußte Kegler sich erst noch besorgen. Ein zusammengetriebener Haufe von Urlaubern und Versprengten, ohne Versorgungs- und Sanitätstruppen, ohne mehr als zwei Batterien Artillerie — das sollte er einem russischen Garde-Panzerkorps entgegenwerfen; damit sollte er die breite Walze der T 34 an der Einnahme von Landsberg hindern. Himmler aber befahl: „Bis zum letzten Mann!“

### Der General sagt: „Nein“

General Kegler, Inhaber sämtlicher Tapferkeitsauszeichnungen bis hinauf zum Ritterkreuz, sah die Dinge so, wie sie waren. Himmlers Befehl war nichts als ein Kommando zur sinnlosen Hinopferung von waffen- und hilflosen Männern. General Kegler legte Protest ein bei Himmler und baute eine Scheinfront auf, die er beim ersten russischen Angriff in Richtung auf die Hauptkampflinie wieder abbaute. Himmler in Deutsch-Krone drohte mit Kriegsgericht und befahl, „unter allen Umständen“ Landsberg zurückzuerobern. Kegler telegraphierte an Himmler: „Mit dieser Truppe kann man sich höchstens noch bis zur Hauptfront durchschlagen, alles andere führt zu sinnlosen Opfern und keinem Erfolg.“

General Kegler machte sein Gewissen zum Oberbefehlshaber und führte seine „Division“ mit verhältnismäßig geringen Verlusten zur Oder zurück.

Und während seine erschöpften Truppen in Küstriner Notunterkünften aufatmeten, mußte Kegler sich vor dem Kriegsgericht Torgau dafür verantworten, daß er seinen Männern den „Tod auf dem Felde der Ehre“ erspart hatte. Nach zwei Stunden Verhandlung fiel das Todesurteil. Nur der Fürsprache des Präsidenten des Reichskriegsgerichts gelang es noch, den Hinrichtungskandidaten aus der Todeszelle herauszuholen und ihm als degradiertem Schützen im vordersten Fronteinsatz eine Gnadenfrist bis

Es ist soweit, daß die „Drahtesel“ aus dem Keller geholt und auf Hochglanz poliert werden, die Landkarten aus dem Schreibtisch gezogen und auf Wanderziele studiert werden, die Zelte aus der Rumpelkammer gekramt und auf ihre Wiederverwendbarkeit untersucht werden, die Fahrtenklampfen von der Wand genommen und auf schöne Fahrtenlieder gestimmt werden.

Kriegsende zu erwirken. Bei den allerletzten „Bis-zum-letzten-Blutstropfen“-Kämpfen riß ihm ein Granatsplitter den linken Arm ab.

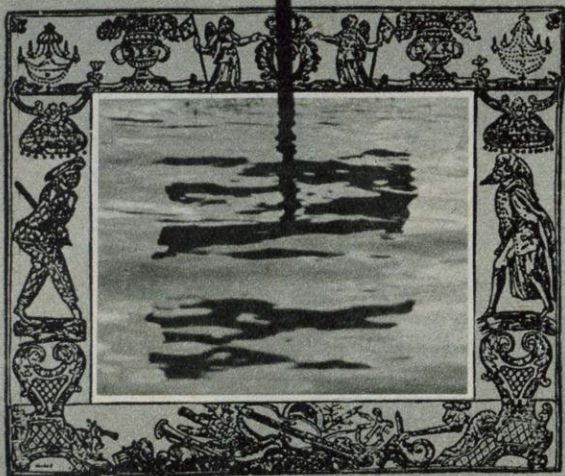
### Gilt Himmlers Urteil heute noch?

Als sich der nunmehr Einarmige im Dezember um die Bewilligung seiner Generalspension bewarb und mit allen erforderlichen Unterlagen sämtliche zuständigen Ämter besuchte, da wurde ihm gesagt: „Was wollen Sie? Sie sind doch längst zum Tode verurteilt.“ Seit dieser Stunde kämpft der einarmige General um seine Anerkennung und um die Aufhebung des Himmler-Urteils. Aber bis jetzt hat sich noch keine Instanz der Bundesrepublik getraut, das Todesurteil und die von Himmler ausgesprochene Degradierung zu annullieren. Obschon sich bereits der hessische Ministerpräsident in Keglers Tauziehen mit dem Amtsschimmel eingeschaltet hat. Dabei hätte der Ex-General Kegler seine zweihundert Mark wirklich verdient. Viel mehr als manches Dutzend seiner früheren Kollegen ohne Rückgrat, die zu jedem Hinopferungsbefehl ja und amen sagten und heute trotzdem schon seit Jahr und Tag ihre Generalspension genießen, ohne viel mehr für sich in Anspruch nehmen zu können, als daß sie immer jeden Befehl gewissenhaft-gewissenlos ausgeführt haben. Nein, der ehemalige General Kegler ist schon seine zweihundert Mark wert.

Einen Platz an der Sonne haben sich diese Kollegen erobert. (Hoffentlich nicht nur hier!) Im übrigen: Der Chef könnte da auch eine Bank hinstellen. Seid ihr nicht auch der Meinung?



Radfahrer  
absteigen



#### Steuer für Beleibte

Jeder Amerikaner, der größer als 1,95 m oder dicker als 1,50 m sei, müsse eine Sondersteuer zahlen, fordert ein US-Abgeordneter. Der zu dicke oder zu große US-Bürger nehme viel öffentliche und private Aufmerksamkeit in Anspruch, wofür der Gerechtigkeitssinn einen Ausgleich verlange.

#### Steuererklärung

Ein Mann mit Namen Clovisden in Kearney im Staate Nebraska (USA) erklärte seinem zuständigen Finanzamt, er fühle sich aus „Gewissensgründen“ verpflichtet, keine Steuern zu zahlen. „Das Steuersystem verletzt meine Auffassung von Freiheit“, schrieb er.

#### Honorar für Nachsitzen

Die Ratsversammlung der Stadt Kolding (Dänemark) hat beschlossen, den Lehrern keinen Stundenlohn mehr zu zahlen, wenn sie die Kinder beim Nachsitzen beaufsichtigen. In Kopenhagen und vielen anderen Städten Dänemarks erhalten die Lehrer 6,25 Kronen (etwa 4.— DM) die Stunde für das Nachsitzen. Der Stadt Kopenhagen kostet dieses Beaufsichtigen jährlich über 100 000 Kronen (über 60 000 DM). Man hat bemerkt, daß sich die Zahl der Lehrerüberstunden vor den Ferien und Feiertagen stark erhöht. Anscheinend sind die Lehrer aus diesen Anlässen sehr auf die Sonderhonorare angewiesen.

#### Falsches Vorbild

Als „Miß Verkehrssicherheit 1952“ führte die hübsche blonde Elaine Aiken im vergangenen Oktober einen Umzug durch die Newyorker Fifth Avenue an. Jetzt zahlte sie einem Gericht 25 Dollar Strafe, weil sie erstens ein Stopplicht überfuhr, zweitens ohne Führerschein am Steuer saß und drittens eine Einbahnstraße in der verkehrten Richtung durchfuhr. Vor dem Richter stand sie auf Krücken. Sie hat sich beim Skilaufen einen Knöchel gebrochen.



#### Späte Rache

Auf ein Strafmandat gegen eine Verkehrssünderin fiel die Bürgermeister Smith von Chesapeake eine neuartige Rechtsentscheidung. Da die Schülerin seine frühere Lehrerin war, stellte er ihr frei, entweder 200mal zu schreiben „Ich darf den gelben Strich nicht überfahren“ oder aber fünf Dollar Strafe zu zahlen. Die Lehrerin bezahlte die fünf Dollar.

#### A. Crook

„Mit einem solchen Namen fühle ich mich verpflichtet, besonders ehrlich zu sein“, erklärte ein Mann in Galt (Kanada) der Polizei, als er eine gefundene Geldbörse mit umgerechnet 120 DM abliefern wollte. Der Name des Mannes: A. Crook; zu deutsch: A. Gauner.

#### Glück gehabt

Befriedigt nahm Kohlenhändler T. Tunks in Congerstone (England) zur Kenntnis, daß er in einem Preisausschreiben Glück gehabt habe. Als er seinen Preis abholen wollte, brach er in schallendes Gelächter aus. Es war ein Zentner Kohlen.

#### AUFWÄRTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppe. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH, Köln.

# Das dritte Ohr verdarb die Luft

Die Arbeiter von Stutenbäumer und Co., Fahrradfabrik in Beckum, konnten sich nur noch wundern. Jedes Wort, das in ihrem Aufenthaltsraum gesprochen wurde, kam der Betriebsleitung zu Ohren. In einem Arbeiteraufenthaltsraum herrscht stets ein rauher aber herzlicher Ton. Da spricht man selten durch die Blume, und man sagt seine Meinung über sich und andere laut und deutlich und legt die Worte selten auf die Goldwaage. Und von allen diesen Gesprächen und von den Dingen, über die man sprach, wußte die Geschäftsleitung genauestens Bescheid. Wortwörtlich. Besonders wenn man über die Betriebsleitung gesprochen hatte, was in jeder Firma vorkommt. Alles, was man über sie sprach und dachte, darüber waren die Chefs von Stutenbäumer und Co. bestens informiert, und sie ließen das auch immer fühlen.

Die Arbeiter von Stutenbäumer und Co. wunderten sich nur noch. Gabes Zuträger, Denunzianten oder Spitzeln? Wenn ja, wozu? Es gab doch nichts zuzutragen, zu denunzieren oder zu spitzeln. Wenn ja, wer war verdächtig?

Drei Wochen hielt das große Rätselraten an. Bis der große Krach kam. Man hatte wieder einmal über dies und jenes hin und her geredet, und einer war vielleicht auch etwas scharf geworden und hatte sich seine Worte nicht sorgfältig genau ausgesucht. Er wurde zum Chef zitiert. Man hielt ihm seine Äußerungen vor — Wort für Wort, so daß er fast an Geister glaubte, mindestens jedoch, daß seine Chefs ein zweites Gesicht hätten. Um seinen Vorwürfen den nötigen Nachdruck zu verleihen, spielte der Chef eine Tonbandaufnahme vor, auf der der unvorsichtige Arbeiter sich wiederholen konnte. Und nicht nur sich selbst, auch alle anderen, wenn sie auch nur ein Wort gesprochen hatten. Das zweite Gesicht der Geschäftsleitung entpuppte sich als ein geheimes Ohr in Gestalt eines Tonbandaufnahmeapparates, heimlich eingebaut im Aufenthaltsraum der Arbeiter.

Mit Recht protestierte die Belegschaft gegen diese gemeine Art der Überwachung nach Gestapo-Manier und forderte, daß man den Apparat entferne. Was auch geschah. Nur das Verhältnis zwischen Belegschaft und Betriebsleitung — das immer eins des Vertrauens sein sollte — ist noch immer leicht getrübt. Der Apparat hat mehr Schaden angerichtet, als die Chefs Gutes von ihm erwartet hatten. Was kann überhaupt ein solcher Apparat Gutes tun? Wenn man tatsächlich geglaubt hat, mit einer solchen ge-

heimen Klima-Anlage Einfluß auf die Luft im Werk nehmen zu können — was man erreicht hat, ist einzig und allein, daß die Luft so verdorben wurde, daß kaum noch einer den Mut zum freien Atmen hatte.

#### Justiz, ganz klein geschrieben

Das Schwurgericht in Bonn hat den ehemaligen Nazi-Bürgermeister von Siegburg, einen gewissen Dr. Fritz Eickhoff, der den Befehl gegeben hatte, einen 20jährigen zwangsverschleppten Russen, der angeblich in einem zerbombten Haus beim Plündern gefaßt wurde, ohne Urteil zu erschießen, freigesprochen.

Die Anklage lautete auf vorsätzliche Tötung.

Der Staatsanwalt hatte drei Jahre Gefängnis beantragt.

Das Gericht war der Ansicht, daß der Angeklagte unter dem schweren psychologischen Druck eines Geheimbefehls Himmlers gestanden habe...

Dieses Urteil ist nur eines in einer ganzen Serie von Fehlurteilen, die in letzter Zeit beunruhigtes Erstaunen im In- und vor allem im Ausland erregt haben. Mörder in Offiziersuniform, die nach Kriegsende ihre Untergebenen durch diktatorischen Spruch wegen „Meuterei“ und „Insubordination“ umbringen ließen, werden freigesprochen.

Ihre Arroganz vor Gericht, wo sie nicht als Angeklagte auftreten, sondern als Ankläger, wobei sie nicht vergessen, mit schnarrender Stimme die Republik zu insultieren, ist ebenso charakteristisch für die augenblickliche politische Situation wie das Zusammenklappen des Gerichts dem Flegel gegenüber, der seine schlechten Manieren gleichsam im Stechschritt paradien läßt...

Zu gleicher Zeit wird ein Neonazi, der den Bundeskanzler einen „Verräter“ und den neuen Staat einen „Saustall“ genannt hat, zu 100 (in Worten: hundert) Mark Geldstrafe verurteilt.

Und da wundern sich gewisse Naivlinge immer noch über das Mißtrauen, das man im Ausland der jungen Republik und ihren Institutionen entgegenbringt...!

## Kann die Presse mehr für die Jugend tun?

Das war die Kernfrage, um die sich ein Gespräch zwischen Vertretern einiger großer deutscher Zeitungen und Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses des Bundesjugendringes drehte. Vertreter des Jugendfunks und der Jugendpresse waren weitere Teilnehmer dieses Gesprächs. Eingeladen hatte der Bundesjugendring.

„Dieses Gespräch ist erstmalig in seiner Art“, sagte Willi Ginhold, der Vorsitzende des Bundesjugendringes. „Es soll der Anbahnung einer echten Zusammenarbeit zwischen Jugend und Presse dienen.“ Diese Zusammenarbeit sei bisher auf der örtlichen Ebene relativ gut, im allgemeinen jedoch sehr wenig befriedigend gewesen.

Zwei Tage sprach man über die Probleme der Jugend, die wert sind, der breiteren Öffentlichkeit nahegebracht zu werden. Es war ein gutes Gespräch. Für beide Teile. Die Vertreter der Presse haben einen wirklichen Einblick in die Arbeit des Bundesjugendringes und dessen Verbände bekommen. Groß war zum Teil das Erstaunen auf dieser Seite, wenn man von der echten und für die Demokratie vorbildlichen Zusammenarbeit der Jugendverbände im Bundesring hörte und wenn

man erfuhr, daß diese Arbeit von einem ganz kleinen Büro geleistet wird. Dinge, die wert wären, auf besondere Art in der Tagespresse behandelt zu werden.

Den Vertretern der Jugend wird bei diesem Gespräch aufgegangen sein, daß bei der Presse sehr viel guter Wille vorhanden ist und auch schon einiges geschieht. Doch wenn man breiteren Raum in ihr finden will, muß einiges mehr geschehen, als bisher geschah. Nicht in Form von Pressehinweisen oder Pressekonferenzen, sondern mit neuen Formen und neuen Wegen. Das letztere läßt sich gut hierhin schreiben. Doch der Bundesjugendring und seine Jugendverbände verfügen nicht über das Geld, um eigene Pressechefs zu bezahlen.

Das Gespräch in München war etwas Neuartiges und für beide Teile lehrreich. Wohl sind sehr viele Fragen offengeblieben, was bei der Neuartigkeit des Versuchs verständlich ist. Der hier beschrittene Weg sollte fortgesetzt werden. Denn nur auf der Ebene der persönlichen Fühlungnahme zwischen Vertretern der Presse und der Jugendverbände läßt sich die größte Wirkung in der Presse und für die Jugend erzielen.



Wesen wie aus einem seltsamen Traum hat der „Aufwärts“-Fotograf hier auf die Platte gebannt. Nicht, daß er sich mit Kamera und Blitzlicht ins Bett gelegt und auf die Geisterstunde gewartet hätte. Nein, er ist einfach ins Kino gegangen, wo man einen Film aus den zwanziger Jahren zeigte, und dann ist er ins Hüttenwerk Oberhausen gefahren, wo neuartige Schutzanzüge für Hitzearbeiter vorgeführt wurden. Und die Bilder beweisen wieder einmal, daß keine Traumgestalt so unwirklich aussieht, wie die Wirklichkeit sonst ist.

Fotos: dpa, Archiv

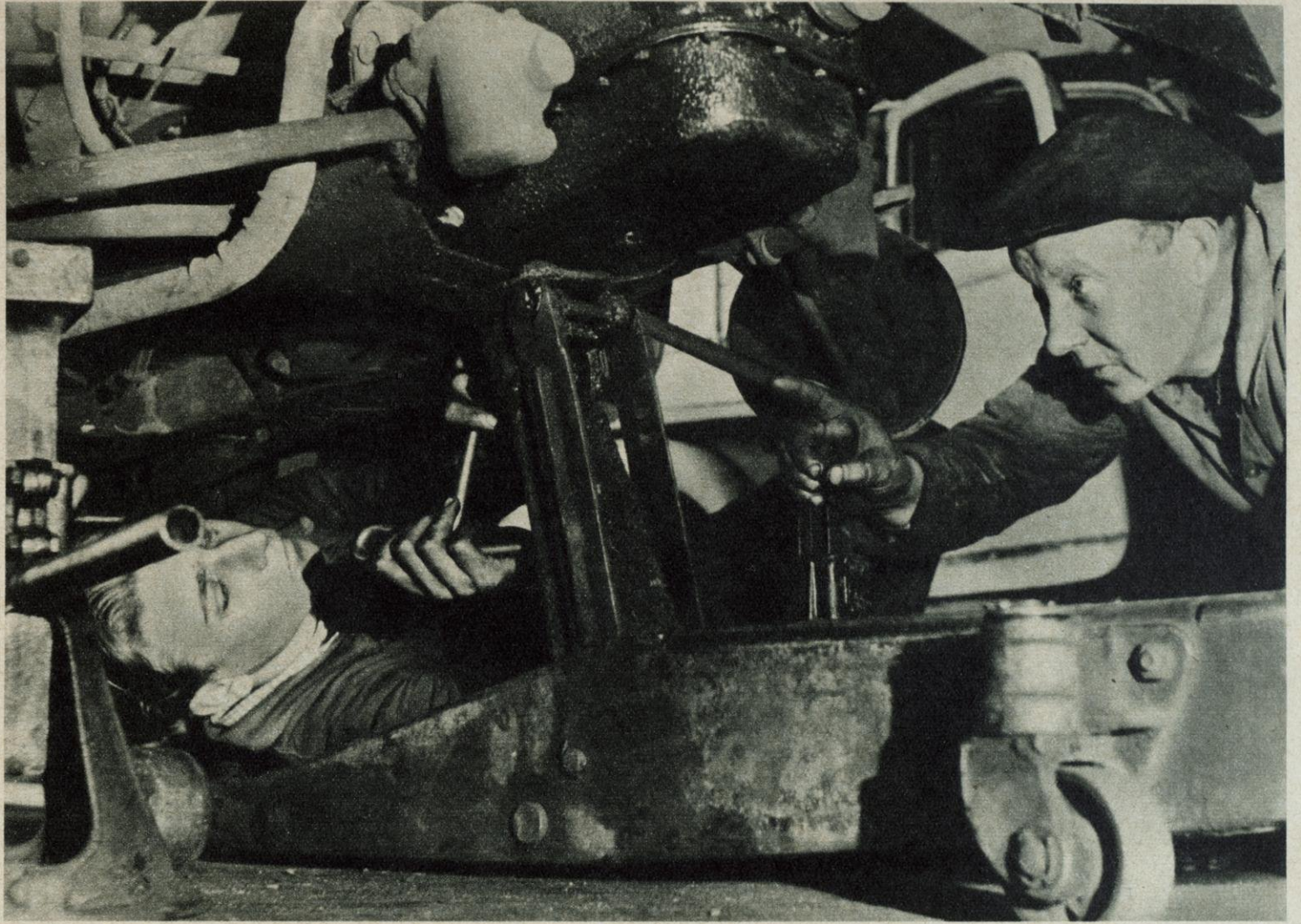
# Gibt uns eine Chance!

Morgen werden wir fehlen

Stundenlang stehen die Vierzehnjährigen in den Gängen der Arbeitsämter. „Offene Stellen“ höhnt ein Schwarzes Brett. Die Jungen warten.



Tagelang war der Berufsberater in ihren Klassen. Die Jungen wissen, was sie werden könnten. In den letzten Monaten des neunten Schuljahrs haben sie viele Stunden mit Beratern, Lehrern und Ärzten darüber diskutiert. Es wurde ihnen gesagt, ob sie geeignet sind für den Beruf, den sie sich ausgesucht haben, und ob es Aufstiegsmöglichkeiten gibt in diesem Fach. Aber was nutzt es, wenn man einem Jungen sagt: „Du kannst ein guter Metallarbeiter werden“, wenn man ihm nicht einen Lehrplatz gibt. Und wenn der Lehrer fragt: „Aufstehen, wer schon eine Lehrstelle hat“, dann sind es die meisten, die sitzenbleiben müssen. Und wer weiß, wie lange?



Monatelang hat Jürgen Maltzahn warten müssen, bis er endlich seine Autoschlosserlehre beginnen konnte. Meister Kowalke hätte schon längst noch einen Lehrling eingestellt: „Aber ich muß auch Arbeit für ihn haben!“



Das ist die Situation von heute: Dreißigtausend Lehrlinge liegen auf der Straße. Dreißigtausend, das ist eine Zahl, die so groß ist, daß man sich schon nichts mehr darunter vorstellen kann. Dreißigtausend, so viel Menschen leben in einer mittleren kleinen Stadt mit Kino, Theater und modernen Geschäftsstraßen. Und nun muß man sich eine solche Stadt vorstellen, nur bevölkert von jungen Menschen zwischen vierzehn und achtzehn. Und sie alle tun nichts. Gar nichts. Stehen an den Ecken, sitzen in den Cafés, hungern in den Straßen. Dreißigtausend. Das muß man sich vorstellen. Wenigstens versuchen. Und doch ist das nur die Zahl der Westberliner Jugendlichen, die keine Lehrstellen finden können. Nur in Westberlin. Darunter sind noch zwölftausend übriggebliebene aus dem vorigen Jahr. Natürlich legt der Senat von Berlin nicht die Hände in den Schoß und läßt alles laufen, wie es läuft. Ausbildungsprogramme sind eingerichtet worden, es gibt Zuschüsse für Lehrbetriebe, die zusätzlich Lehrlinge einstellen. Es gibt Lehrwerkstätten, die von Senat und Hilfsorganisationen eröffnet wurden. Aber immer noch bleiben Tausende übrig. Für sie ist ein weiteres Jahr Schulpflicht an fünf Tagen in der Woche geschaffen worden. All das hilft jedoch nur über die Not des Augenblicks hinweg. Die größere Not kommt morgen. Denn dies ist die Situation von morgen: In vier Jahren sind 72 000 Arbeiter in Berlin zu alt, um weiterarbeiten zu können. Ihre Plätze werden dann leerstehen. Wo sind dann die Gesellen, die Hobel, Maurerkelle und Hammer übernehmen sollen? Sie sind vier Jahre vorher vergeblich zu Werkmeistern und Personalchefs gerannt, um einen Lehrplatz zu bekommen. Dann, morgen, wird plötzlich der Nachwuchs fehlen.

Fotos: Busse

## Apfelsinen Apfelsinen Apfelsinen

Eine Erzählung von William Saroyan

Sie sagten ihm: „Stell dich an die Ecke, nimm die dicksten Apfelsinen in die Hand, und wenn ein Auto vorbeifährt, lächle und winke mit den Apfelsinen.“

„Fünf Cents, wenn sie eine wollen“, sagte sein Onkel Jake, „drei zu zehn Cents, fünfunddreißig Cents für ein Dutzend. Lächle ordentlich“, sagte er. „Du kannst doch lächeln, nicht wahr, Luke? Du hast das Talent, dann und wann zu lächeln, nicht?“

Er versuchte krampfhaft zu lächeln. Sein Onkel Jake machte ein fürchterliches Gesicht, da wußte er, daß es ein schlechtes Lächeln war. Er wünschte, er könnte laut herauslachen, so wie manche Leute lachen, nur daß sie nicht so ängstlich und verwirrt waren wie er. „Ich hab' noch nie in meinem Leben einen so ernstesten Jungen gesehen“, sagte mein Onkel Jake und kauerte sich hin, damit er ihm in die Augen sehen und mit ihm sprechen konnte.

„Luke“, sagte er, „sie kaufen keine Apfelsinen, wenn du nicht lächelst. Die Leute haben es gern, wenn ein kleiner Junge lächelt und Apfelsinen verkauft. Es macht sie glücklich.“ — „Alles, was du tun mußt, Luke“, sagte er, „ist, daß du zwei dicke Apfelsinen in der Hand hältst und damit den Leuten zuwinkst, wenn sie in ihren Autos vorbeifahren, und lächelst. Du wirst in rasender Geschwindigkeit eine Kiste Apfelsinen verkaufen, Luke.“

„Ich will lächeln“, sagte er. „Eine für fünf Cents, drei für zehn Cents, fünfunddreißig Cents für ein Dutzend.“ „So ist es“, sagte Jake.

Luke hob die Kiste mit Apfelsinen vom Boden auf und ging zur Hintertür.

Es war sehr trübselig auf der Straße. Luke trug die Kiste mit den Apfelsinen, und er ging neben Jake und hörte zu, wie er ihm sagte, daß er ordentlich lächeln mußte. Es waren keine Blätter an den Bäumen, und die Straße war trübselig, und es war sehr sonderbar. Der Geruch der Apfelsinen war rein und gut, und sie sahen so hübsch aus. Es war sehr sonderbar, die Apfelsinen sahen so hübsch aus, obgleich ihm so traurig zumute war.

Sie kamen zur Ventura-Ecke, wo alle Autos vorbeifuhren, und Luke stellte die Kiste auf den Bürgersteig.

„Es wirkt am besten, wenn nur ein kleiner Junge da steht“, sagte Jake.

„Ich gehe nach Hause zurück, Luke.“

Jake kauerte sich wieder hin und sah ihm in die Augen. „Du hast keine Angst, nicht wahr, Luke? Ich komm' zurück, ehe es dunkel wird. Vor zwei Stunden wird es nicht dunkel. Du brauchst dich nur glücklich zu fühlen und die Leute anzulächeln.“

„Ich will lächeln“, sagte er.

Dann sprang Jake auf, als könnte er nicht hochkommen, ohne zu springen, eilte die Straße hinunter und lief so schnell er konnte. Luke holte die zwei Apfelsinen heraus, hielt sie in der rechten Hand und hob den Arm über den Kopf. Es schien nicht richtig zu sein. Es war irgendwie albern. Was hatte es für einen Sinn, zwei dicke Apfelsinen in der Hand zu halten und den Arm über den Kopf zu heben, bereit, den Leuten, die in Autos vorbeifuhren, zuzulächeln? Die Zeit erschien ihm lang, bis er ein Auto aus der Stadt

kommen sah, auf seiner Seite. Als es näher kam, sah er einen Mann, der fuhr, und hinten eine Dame mit zwei Kindern. Er lächelte mächtig, als sie näher kamen, aber es sah nicht so aus, als wollten sie halten. Also winkte er ihnen mit den Apfelsinen und ging dichter an den Straßenrand. Er sah ihre Gesichter sehr nahe und lächelte noch etwas mehr. Viel mehr ging nicht, weil sein Gesicht müde wurde. Die Leute hielten nicht, sie lächelten nicht einmal zu ihm zurück. Das kleine Mädchen in dem Auto schnitt ihm ein Gesicht, als hielte es ihn für verächtlich. Was hatte es für einen Sinn, an einer Ecke zu stehen und zu versuchen, Apfelsinen an Leute zu verkaufen, die einem Gesichter schnitten, weil man lächelte und wollte, daß sie einen gern mochten?

Was hatte es für einen Sinn, daß einem die Muskeln schmerzten, nur weil einige Leute reich sind und andere arm, und die Reichen essen und lachen, und die Armen essen nicht, bekämpfen sich ständig gegenseitig, und einer bittet den anderen, ihn zu töten? Er ließ den Arm fallen, hörte auf zu lächeln und sah den Feuerhydranten, und hinter dem Hydranten den Rinnstein, und hinter dem Rinnstein die Straße, und an beiden Seiten der Straße Häuser, und in den Häusern Menschen, und am Ende der Straße das Land, wo die Weinberge und Obstgärten waren, und Ströme und Wiesen, dann Berge, und hinter den Bergen andere Städte und andere Häuser und Straßen und Menschen. Was hat es für einen Sinn, wenn man nicht einmal einen Feuerhydranten ansehen kann, ohne weinen zu müssen?

Ein anderes Auto kam die Straße herunter. Da hob er den Arm und fing wieder an zu lächeln, aber als das Auto vorbeifuhr, merkte er, daß der Mann ihn nicht einmal ansah. Fünf Cents für eine. Sie konnten Apfelsinen essen. Nach Brot und Fleisch konnten sie eine Apfelsine essen, sie schälen, den angenehmen Duft einatmen und sie essen. Sie konnten ihre Autos anhalten und drei für zehn Cents kaufen. Dann kam ein anderes Auto, und er lächelte und schwenkte den Arm, aber die Leute sahen ihn nur an — das war alles. Wenn sie wenigstens zurücklächeln würden, dann wäre es nicht so schlimm, aber nur vorbeizufahren und nicht zurückzulächeln, machte alles irgendwie verkehrt. Es kamen eine Menge Autos vorbei, und es sah so aus, als ob er sich ebensogut hinsetzen und aufhören könnte zu lächeln. Nicht eine Apfelsine wollten sie, und sie mochten ihn nicht lächeln sehen, wie sein Onkel Jake doch behauptet hatte. Sie sahen ihn nur an, taten aber sonst nichts.

Es fing an, recht dunkel zu werden, und seinetwegen hätte die ganze Welt untergehen können. Er glaubte, er würde bis zum Ende der Welt dastehen, den Arm hochhalten und lächeln.

Er glaubte jetzt, daß er nur dazu geboren wäre, an der Ecke zu stehen, den Leuten mit Apfelsinen zu winken und ihnen zuzulächeln bis zum Ende der Welt. Alles ist schwarz und leer, und er steht da, lächelt, bis ihm das Gesicht wehtut, gekränkt, weil sie nicht zurücklächelten. Seine Augen konnten die ganze Welt in Finsternis versinken und aufhören zu bestehen, und Jake konnte tot sein, seine Frau konnte tot sein, und all die Straßen und Häuser und Menschen konnten verschwinden, und es brauchte niemand mehr zu sein, weder ein Mensch noch eine leere Straße oder ein dunkles Fenster oder eine geschlossene Tür, weil sie keine Apfelsinen kauften und sein Lächeln nicht erwiderten.

(Aus dem Englischen übertragen von Erika Zander)

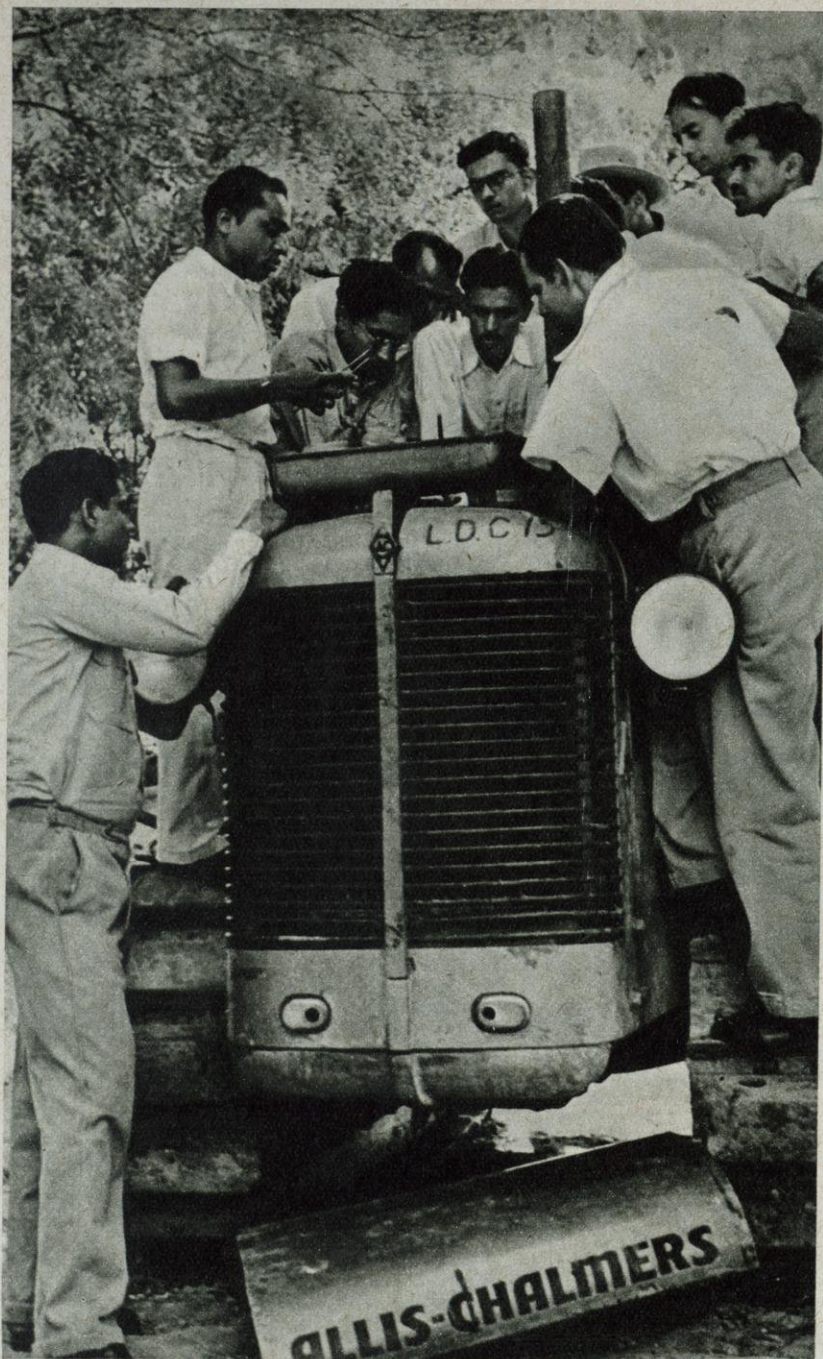
## Nicht vergessen!

Das Betriebsverfassungsgesetz gibt erstmalig der werktätigen Jugend das Recht, durch die selbstgewählte Betriebsjugendvertretung die Betriebsverhältnisse besonders für die Lehrlinge und jugendlichen Arbeitnehmer mitzugestalten. Die Betriebsjugendvertretung kann ihre Aufgaben und Pflichten im Betrieb nur erfüllen, wenn sie sich auf das Vertrauen und die Mitarbeit aller jungen Arbeiter und Angestellten stützen kann.

Die Jugendvertreter brauchen den Rat, die Erfahrungen und die Unterstützung der Gewerkschaften, um die vielseitigen und verantwortungsvollen betrieblichen Probleme zu lösen. Die Jugend in den Betrieben darf ihre Kräfte nicht zersplittern, sondern muß dafür eintreten, daß es nur einen von den Gewerkschaften getragenen Wahlvorschlag gibt.

Es gilt, den besten, charakterlich einwandfreien und verantwortungsbewußten jungen Gewerkschafter zu wählen.

Kein Betrieb ohne Jugendvertretung!



Diese Erkenntnis liegt dem von der amerikanischen Regierung verkündeten Vierpunktprogramm zugrunde. Sein Ziel ist es, die genannten, wirtschaftlich rückständigen Gebiete durch eine umfassende Modernisierung der Landwirtschaft zu entwickeln und dadurch die in allen Teilen der Welt fast periodisch auftretenden Hungerkatastrophen auszuschalten. Vorbedingung dafür ist, die einheimischen Bauern mit den modernen Landmaschinen vertraut zu machen. Vor allem muß der Bauer begreifen lernen: Je bessere Geräte bei der Feldbestellung zur Verfügung stehen, je moderner die Methoden zur Einbringung der Ernte sind, um so höher sind die Erträge. Dann muß er lernen, mit den neuen, oft ihm völlig unbekanntem Geräten umzugehen; er muß wissen, wie und wann er sie am besten einsetzen kann; er muß sie ferner fachmännisch betreiben und unter Umständen sogar reparieren können.

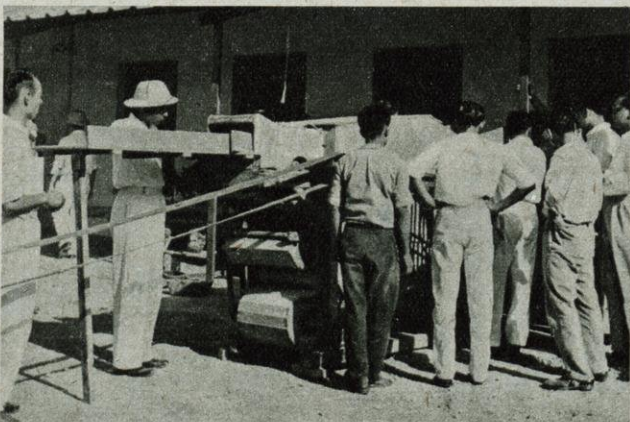
Die indische Regierung hat sich mit diesen Fragen besonders ernsthaft befaßt. Nun hat das Forschungsinstitut für Ernährung und Landwirtschaft in Neudelhi eine Lehranstalt gegründet, an der Traktoren und Geräte auf ihre praktische Verwendbarkeit für den indischen Bauer geprüft und geeignete Fachkräfte herangebildet werden, die die Bauern in der Handhabung der modernen Maschinen unterweisen sollen. Zur Unterweisung indischer Landwirtschaftsstudienten „lieh“ sich der Minister für Landwirtschaft im Rahmen des Vierpunktprogramms von seinem amerikanischen Ministerkollegen einen Mann aus, der über langjährige Erfahrung auf diesem Gebiet verfügt. So kämpfen Indien und die USA Hand in Hand gegen den Hunger in der Welt.



Nur noch staunen können die Inder, was so ein US-Traktor in einer Stunde leistet! Die Ochsen würden Tage dafür brauchen. Vor allem: mit dem Traktor arbeitet man besser und bequemer.



Nicht überall stehen sofort moderne Maschinen bereit. Bis dahin läßt sich an dieser alten Sämaschine noch einiges verbessern. Fast jeder Inder kennt das neue Wort: Produktivität



Diese alte Dreschmaschine kann noch nicht ersetzt werden. Mit einigen Änderungen wird sich ihre Wirtschaftlichkeit steigern lassen. Prinzip: Schneller, besser, billiger! Fotos: Archiv

## Brot für alle!

Versorgungsschwierigkeiten in der Ostzone! Hungersnot in Indien! Mifernte in Südamerika! Zehntausend verhungern in Arabien! Jedes Jahr füllen Schlagzeilen dieser Art unsere Zeitungen. Jeden Tag gibt es Millionen Menschen, die nicht satt zu essen haben.

Das muß nicht so sein. Unsere Erde ist unermeßlich reich und hat das tägliche Brot für jeden. Nicht nur das: Jede Familie könnte ihr eigenes Haus haben, jede Familie ihr Auto, jeder Arbeiter — trotzdem — mehr als 17 Stunden Freizeit täglich (bei der Vierzigstundenswoche) und einen Mohat Urlaub im Jahr. Aber wer hat das schon? Im Gegenteil. In Wirklichkeit fehlt vielen das trockene Brot.

Warum? Weil einige Leute alles haben und die anderen gar nichts. In England besaßen 1947 1,7 v. H. Einwohner 55 v. H. des Volksvermögens. Und: weil durch sinnlose Kriege immer wieder das Ergebnis jahrelanger Arbeit zerstört wird. Die Kosten des zweiten Weltkrieges hätten ausgereicht, um jeder Familie auf der ganzen Erde — Gelben, Schwarzen, Roten und Weißen — ein eigenes Haus zu bauen, und dann wäre noch eine Menge übriggeblieben. Und: weil noch weite Teile der Erde, oft die mit dem besten Boden, landwirtschaftlich schlecht oder auch gar nicht genutzt werden.

Das gilt vor allem für Asien, Afrika und Lateinamerika, die wirtschaftlich unvorstellbar rückständig sind. Da wird teilweise noch mit der Hand gesät, da ziehen Menschen noch primitive Pflüge, da wird mit dem Messer in der Hand geerntet. Eine unglaublich schwere Arbeit bringt nur einen ganz bescheidenen Ertrag, der nicht einmal die Menschen jener Gebiete am Leben hält. Dabei könnten diese Gebiete, richtig ausgenutzt und bearbeitet, die Kornkammern, die Gemüsegärten oder die Obstplantagen der Welt sein.

## „Schwing die Keule — wie in alten Tagen...“

Einst hatte die deutsche Jugend ihren Baldur, jetzt hat sie ihren Armin. Nicht den Cherusker, der ist ja lange tot; nein, den Bundesfeldmeister Armin der „Nationalen Jugend Deutschland“, der außerdem eine ganze Anzahl „völkischer“ Gruppchen im „Ring nationaler Jugend“ unter seinen Pfadfinderhut gebracht hat, wie: „Jungdeutsche Freischar“, „Deutsche Pfadfinderschaft“, „Pfadfinderschaft Nation Europa“, „Jugendbund Adler“ u. a. m. Freilich ist dieser Pfadfinderhut nur eine Tarnkappe, denn die anderen international anerkannten deutschen Pfadfinderbünde wollen mit den Leuten nichts zu tun haben.

Denn auch diesmal scheinen es die „Bündisch-Völkischen“ zu sein, die den Stamm der neuen HJ ausmachen. Eigentlich sehen sie immer noch

so sympathisch aus wie damals, diese „Bündisch-Völkischen“. Man muß es ihnen lassen; Sie verstanden, „auf Fahrt zu gehen“, verstanden den Kult um die „blaue Blume“, verstanden, am Lagerfeuer zackige Lieder zu singen:

„... schwing die Keule, wie in alten Tagen, schlage Hader und Zwietracht entzwei.“

Immerhin: Sie waren es, die später die Hitler-Jugend groß machten. Der kleine randalierende Haufe von 1932 hätte niemals die Chance gehabt, Staatsjugend zu werden. Aber als 1933 die „Bündisch-Völkischen“ mit wehenden Fahnen zu ihr übertraten, da war ihre Stunde gekommen. Zunächst hieß es da zwar Konzessionen machen. Zunächst hießen auch die Jungvolk-Fähnlein „Gotland“, und ihre Fahnen „Totila“ und „Teja“. Sie wußten, was sie wollten. Sie hatten Zeit. Und 1937 — spätestens — hatten wir die Staatsjugend. Nun gibt es wieder diese Art Jugend in Deutschland, und es sieht gar nicht aus, als ob sie gelernt hätten.

Genau so angesprochen fühlen sie sich von den Dingen, die die „Rüstkammer Abmannshausen“

— mit der „Nationalen Jugend Deutschland“ eng verbunden — offeriert: Heroldsttrompeten, Fanfaren, Marschtrömmeln, Fahrtenmesser, Signalpfeifen, Winkerflaggen und Tambourstäbe. Dazu gibt es „Fahradwimpel, in Schwarz-Weiß-Rot, 1 DM“; „Siegrune in Silber“; „Ansteknadel mit Reichsadler“; „Führersterne in Gold und Silber“.

Nicht bei allen zieht das. Nicht jeder möchte sich unter einen Pfadfinderhut bringen lassen. Bundesfeldmeister Armin hat es auch schon gemerkt. Für die soll es künftig eine „Arbeitsgemeinschaft Deutscher Jugendverbände“ geben. Hier sollen „die nationalen Jugendverbände zu einem kampfstarken Block zusammenwachsen, so daß sich die Möglichkeit ergibt — insbesondere gegenüber den Behörden —, machtvoller aufzutreten“. Außerdem will man den anderen Bünden und Jugendorganisationen „den rechten Pfad zeigen“. Darüber aber besteht bei uns schon jetzt kein Zweifel mehr: Es ist ein sehr rechter Pfad. „Habt acht!“ heißt ein Kommando bei den Pfadfindern. Also: „Habt acht!“

## Wir erzählen unseren Kindern mit Grausen...

„Was war im Jahre 1906?“ fragt ein Geschichtslehrer seine Klasse. Allgemeines Schweigen, keine Hand hebt sich. Endlich flüstert einer vernehmlich seinem Banknachbar zu: „Im Jahre 1906 war mein Vater vier Jahre alt.“

Auf eine törichte Frage kam eine treffende Antwort. Man darf sie nicht etwa als jugendliche Frechheit abtun, denn sie enthält in ironischer Form eine berechtigte Kritik an der Methode, mit der heute vielfach noch Geschichte gelehrt wird. Wie in der guten alten Zeit erblickt so mancher Lehrer im Einpacken von Jahreszahlen, im Auftürmen von dürren Tatsachen das A und O der Geschichtskennntnis. Eine Reform an Haupt und Gliedern ist von der pädagogischen Wissenschaft längst gefordert worden. Nur leider blieb der Abstand zwischen Theorie und Praxis immer noch besonders groß.

Um so erfreulicher, daß sich dieser Tage Schulfachleute aus allen Bundesländern unter dem Vorsitz von Ministerialrat Dr. O. H. Müller vom hessischen Kultusministerium in Wiesbaden getroffen haben, um Vorschläge zu einer Reform des Geschichtsunterrichts auszuarbeiten, die jetzt dem Schulausschuß der Kultusministerkonferenz zugegangen sind.

Das Entscheidende daran scheint uns, daß man künftig nicht mehr nach einem falschen und in Wirklichkeit nie zu erreichenden Ideal der Vollständigkeit strebt, sondern sich auf einige wesentliche Epochen der Geschichte beschränken will. Und auch diese sollen — übrigens vom fünften Volksschuljahr an — in Gestalt sogenannter „Geschichtsbilder“ in erzählender Form dargeboten werden. Das Ziel ist, durch Betrachtung der Vergangenheit das Verständnis der Gegenwart zu erleichtern, weniger wichtig also, welche Schlachten im Dreißigjährigen Krieg geschlagen und welche Städte belagert wurden, wichtiger dafür, aus welchen Ursachen dieser Krieg entstanden ist und welche Wirkungen er bis in unsere Zeit gehabt hat.

Unser obengenannter Schüler, der sich über die Methode seines Lehrers lustig machte — und in Wahrheit so geschichtshungrig ist, daß er außerhalb des Unterrichtes seine Weisheit aus Büchern und der Tagespresse zieht — würde also künftig auf seine Kosten kommen, auch wenn er nach der Meinung seines Paukers keine Ahnung von Geschichte hat.

Sicherlich wird es vielen Lehrern der alten Schule schwerfallen, das so bequem eingefahrene Gleis des Büffel- und Abfragebetriebs zu verlassen. Darüber machten sich auch die Pädagogen in Wiesbaden keine Illusionen, denn man dürfe, wie Ministerialrat Dr. O. H. Müller bemerkte, nicht erwarten, daß eine derartige Reform ohne Widerstand und in kurzer Zeit zu verwirklichen sei.

Schade, schade... Wir erzählen immer noch mit Grausen unseren Kindern, wie stumpfsinnig der Geschichtsunterricht zu unserer Zeit war. Werden sie den ihrigen schon etwas Besseres zu erzählen haben? Wenigstens in Wiesbaden saßen Fachleute an der Retorte, um einen neuen Geschichtsunterricht auszukochen, der für unsere Kinder hoffen läßt.

Ignaz Lauscher

## Das blaue Buch vom Rhein

Auf Reisen und Wanderungen sehen wir die Natur meist nur flüchtig. Vor unseren Augen streifen zu viele Bilder vorbei. Obgleich wir manches erlebten, wissen wir am Abend eines Fahrtentages nicht mehr, was wir anschauten. Unser Erlebnis war das Ergebnis eines Zusammenfühlens und nicht das eines Bildersehens. Jedoch: die Einzelbilder können wir trotzdem nicht entbehren. Das Erlebnis vergeht nämlich. Aber einmal erfahrene Schönheit möchten wir „schwarz auf weiß“ besetzen. Wer fotografiert deshalb nicht gern, um sein Erlebnis jederzeit durch Abbilder neu zu erwecken?

Mit den Fotos ist es allerdings eine eigene Sache. Halten wir sie in den Händen, enttäuschen sie uns oft. „Schade, wie wenig halten sie von damals fest“, sagen wir und legen sie wieder zurück in den Kasten. Es ist eben ein Irrtum, zu glauben, die Kamera sähe wie unser Auge und man brauche nur den Auslöser abzudrücken. Die Kamera tut das nicht. Die Kamera tastet die Natur nicht wie unser Auge ab. „Naturgetreu“ ist nur ein abstrahiertes Foto, so paradox es auch klingt. Wer also nicht so oder noch nicht so fotografieren kann, bedient sich zur Erinnerung oder zum Studium besser eines guten Bildbandes. Uns liegt aus der umfangreichen Produktion der deutschen Verlage eine Anzahl solcher Bände vor.

Zunächst ist da die Folge „Die schönen Bücher“ zu nennen. Versteinerte Tiere

und Pflanzen, die Natur im Urzustand also, Wiesenblumen, Tierbildnisse bis zu den großen deutschen Landschaften, wie den Bodensee und die Alpen enthaltend, versuchen sie gleichsam einen Aufriß unserer Natur zu geben. Alle Bände statete Dr. Wolf Strache mit Bildern aus. Gewiß ein reizvolles Unterfangen. Aber Dr. Straches Bilder sind einen Grad zu wenig originell fotografiert, um bei wiederholter Betrachtung nicht allmählich monoton zu wirken.

Gerhard Kerff, der in der Langewiesche-Bücherei die Hefte „Rügen“ und „Ostfriesland“ mit Fotos versah, erblickt dagegen das Wesen einer Landschaft schärfer als Strache und — wie es dabei nicht anders sein kann — auch persönlicher. Seine Arbeiten — gestalterische und technische Meisterleistungen — spiegeln das Land und zugleich auch ihn. Jedes einzelne Bild kann deshalb auch für sich allein als Bild — unseretwegen viele sogar als Kunstwerk, wenn Fotografie Kunst ist — bestehen.

Die eigenen Erinnerungen unterstützen Kerffs Bänden allerdings kaum. Dazu müßte der Reisende einen Landstrich wie er gesehen haben. Eher bieten da Sammelbände ihre Hilfe an. Die preiswerte Schwarz-Bildbücherei mit ihren Heften „Hochgebirge“, „Alpenseen“ oder „Romantisches Deutschland“ und „Heimat“ etwa, oder die „Blauen Bücher“ des Verlages Robert Langewiesche eignen sich dafür. Sie vereinigen gute Arbeiten verschiedener Fotografen, und bei aller Gebundenheit an die Themen wirken für die Gesamtbilder der Landschaften verschiedene Temperamente zusammen.

Als Muster für solche Sammlungen kann „Das blaue Buch vom Rhein“ gelten. Hier ist wohl der eigenartige Charakter einer Stromlandschaft von der Quelle bis zur Mündung in dem für eine Abbildung höchsterreichbaren Maße erfaßt. Kein Wunder, daß in dem Bande jeder sein Rheinerlebnis wiederfindet. Frau Elly Heuss-Knapp vervollständigte das Buch übrigens mit einem trefflichen Aufsatz — vervollständigte wirklich.

Heinz Held

„Autoparadies Queralpenstraße“, 1950, 64 Seiten. „Der Bodensee“, 1951, 64 Seiten. „Tierbildnisse“, 1952, 64 Seiten. „Wiesenblumen“, 1951, 64 Seiten. „Die Sprache der Steine“, 1951, 64 Seiten. Alle broschiert, im Verlag „Die schönen Bücher“, Dr. Wolf Strache, Stuttgart.

„Rügen“, 48 Seiten. „Ostfriesland“, 48 Seiten; Fotos von Gerhard Kerff, broschiert, im Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein/Taunus.

„Romantisches Deutschland“, „Heimat“, „Hochgebirge“, „Alpenseen“; alle broschiert, im Hans Schwarz Verlag, Groschlattengrün/Opf. „Das blaue Buch vom Rhein“, broschiert, 112 Seiten, Verlag K. R. Langewiesche, Königstein/Taunus.

erschienen, glaubten sie das gesuchte Paradies gefunden zu haben und gaben ihm den Namen California!

Nur drei amerikanische Staaten haben Namen französischer Herkunft. Es sind dies Vermont — „Grüner Berg“ —, das seinen Namen von dem Forscher Champlain erhielt, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts hier weilte. Maine ist nach einer altfranzösischen Provinz benannt, während der Staat Louisiana zu Ehren Louis XIV. getauft wurde.

Nur die Namen von zwei Staaten sind rein amerikanischer Herkunft: Washington, nach dem ersten Präsidenten, und Indiana, nach den ersten Ansiedlern, den Indianern.

Massachusetts war der erste Name eines amerikanischen Staates, der auf ein Wort der Indianer zurückgeht. Der Staat war nach der gleichnamigen Bucht benannt, deren Name „Nahe den großen Hügeln“ bedeutet. Andere Staaten wurden nach Orten oder Persönlichkeiten benannt, welche die ersten Siedler in Erinnerung an die Heimat gaben:

New Hampshire nach der englischen Grafschaft Hampshire; New Jersey nach der englischen Insel Jersey und New York zu Ehren des Herzogs von York. Indianernamen wie „Mississippi“ — Sammler aller Wasser —, „Wisconsin“ — Wildrauschende Kanäle —, „Arizona“ — Platz der kleinen Quellen — klingen romantisch. Dies gilt auch für Minnesota, das in der Sprache der Sioux „Himmelfarbene Wasser“ bedeutet...

Sir Walter Raleigh, welcher der großen Königin Elisabeth diente, benannte Virginia zu Ehren der majestätischen Jungfrau. Während die Franzosen behaupten, die Carolinas seien zu Ehren des Herrschers Charles IX. benannt worden, wollen die Engländer wissen, daß die Staaten North und South Carolina zu Ehren Charles II. getauft worden seien. Wie dem auch sei, es steht fest, daß der Staat Georgia diesen Namen King George II. verdankt.

Und wieder tauchen indianische Namen von Staaten auf wie Ohio (Schöner Fluß), Nebraska (Seichte Wässer) und Missouri (Schlammige Wasser). Kentuckys Name (Dunkler und blutiger Grund) ist ein Hinweis der Rothäute auf ererbte Schlachten, die einst dort ausgetragen wurden.

Unklar ist die Herkunft des Namens Alabama: Er soll auf die Choctaw-Sprache zurückgehen und „Klärung der Wildnis“ bedeuten.

Michigan bedeutet in der Algonquinsprache „Großer See“, während der Name Tennessee auf eine Cherokee-Ansiedlung gleichen Namens zurückgeführt wird. Auch die Herkunft der Namen Arkansas, Connecticut und Illinois ist in dunkel gehüllt; die Rothäute haben das Wissen um deren Bedeutung mit sich in die ewigen Jagdgründe genommen. Utah hingegen ist direkt nach den Ute-Indianern benannt.

Holland kommt in dem Staat Rhode Island zu Ehren, dessen Name auf Roode Eylandt, dem holländischen Namen für eine Insel in der Narragansett Bay („Mit dem roten Lehm an der Küste“) zurückgeht.

Maryland verdankt Königin Henriette Maria, der Gattin Charles I., den Namen. Kansas ist nach einem Indianerstamm „Volk der südlichen Winde“ benannt, während Oklahoma in der Choctaw-Sprache „Rotes Volk“ bedeutet. — Pennsylvania ist Küchenlatein und bedeutet „Penns Wald“. Der Staat Iowa hingegen verdankt seinen Namen der Tatsache, daß seine Bewohner eines Tages von den Sioux, während sie schliefen, niedergemetzelt wurden. Iowa bedeutet — die Schläfrigen...!

Texas und die Dakotas bedeuten in verschiedenen Indianersprachen „Freunde“, und Wyoming: „Weite Flächen“. Idaho heißt in der Sprache der Rothäute „Juwel der Berge“. New Mexicos Name ist leicht erklärlich; doch der Name des Staates Delaware geht auf Lord De La Warr zurück, dem auch die kriegerischen Delaware-Indianer ihren Namen verdanken.

W. Jelen



**Butter aus Kieselsteinen** und Milch wird in dieser runden ausgehöhlten Melonenkugel hergestellt oder vielmehr hergeschüttelt. Denn die Kieselsteine besorgen, indem sie in der Milch hin und her geschüttelt werden, die Butterwerdung des Kuhsaftes. Diese Butter wird allerdings nicht aufs Brot gestrichen, sondern aufs Haar. Die Geschmäcker sind eben verschieden in den verschiedenen Ländern. Und nicht nur die Geschmäcker, auch die Bereitung der Speisen. Reisen wir mal weiter:



**Rote Rosen im Fleisch** sieht man in griechischen Metzgerläden. In allen Läden verwendet man nicht nur große Sorgfalt auf die Zubereitung der Nahrungsmittel für Zunge und Gaumen, man will auch dem Auge einen Genuß verschaffen. Und für die armen griechischen Schlachttiere ist es sicher ein tröstliches Gefühl zu wissen, daß sie immerhin unter Rosen zur letzten Ruhe im Menschenmaggen gebettet werden.

Fotos: Bavaria



**Der Schrecken der spanischen Armee** ist der Kürbis. Während in Deutschland jeder Kleingärtner sich mit viel Mühe einen möglichst großen Kürbis züchtet, liebt der spanische Soldat diese Riesenernte wie unsere Landser früher die Steckrüben.

**Zum Frühstück eine Ratte** ist ein Leckerbissen, den der Ägypter wohl zu schätzen weiß. Die Pharaonenratte im Palmblattbeutel schmeckt delikates. Tiere und Pflanzen, die man bei uns nicht zu essen pflegt, müssen darum nicht gleich ungenießbar sein.

## Wer kennt die Namen?

Die Namen der achtundvierzig Staaten der USA liest man immer wieder in den Zeitungen und wundert sich wohl zuweilen, woher sie — da sie zuweilen recht seltsam klingen — stammen mögen. Der Sonnenstaat Florida verdankt seinen Namen der Entdeckung durch Ponce de Leon am Ostersonntag des Jahres 1512, am Tage, an dem die Spanier das Blumenfest — Pascua Florida — feiern. Auch andere Namen sind spanischer Herkunft. Nevada — „schneebedeckt“ — kündigt von den mit Schnee bedeckten Bergen des Staates. Auch Oregons Name geht auf die Spanier zurück: „Auragua“: „Sanft fallende Wasser“, lautet die spanische Wendung. Eine alte spanische Legende berichtet von einem märchenhaften Land „California“, wo es Schätze ohne Zahl gebe. Als Cortez' Soldaten dort

### Kreuzworträtsel

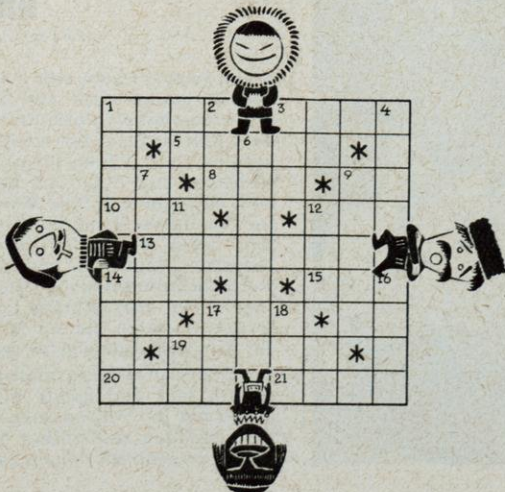
Bedeutung der Wörter:

Waagrecht: 1. Neigung; 3. Ertinder; 5. Stadt in Ostdeutschland; 8. Vertiefung; 10. Getränk; 12. Fluß in Thüringen; 13. geogr. Punkt; 14. Fluß in Rußland; 15. Marschall Napoleons I.; 17. chemischer Grundstoff; 19. Ehrenbezeichnung; 20. Düngemittel; 21. Sumpf.

Senkrecht: 1. Teil der Leiter; 2. alkohol. Getränk; 3. Teil des Baumes; 4. Ansehen; 6. geogr. Punkt; 7. Stimmlage; 9. Nebenfluß der Weser; 11. Bildhauermaterial; 12. elektr. geladenes Teilchen; 14. Schiffsreparaturanlage; 16. Fluß in Belgien; 17. Bucht; 18. alkohol. Getränk.

### Auflösung aus Nr. 8

1. Brigg; 2. Reiher; 3. Stefansdom Wien; 4. Schwarzwald; 5. Island; 6. Olaf Gulbransson.



# Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers  
von Werner Helwig

Wasserholen, Kaffee mahlen, auf faule Kunden achten — sind das Aufgaben für einen abenteuerlustigen Jungen? Clemens sagt nein. Eines Morgens verläßt er ohne Abschied die Kaffeeschänke des Stephanos im griechischen Fischerdorf Zagora.

Nach drei Tagen beschwerlicher Wanderung stößt er auf einsame Fischerboote. Das sind die Raubfischer, denkt Clemens. Das Dolchmesser aber, das er gleich darauf an seiner Hüfte spürt, belehrt ihn nachdrücklich, daß die gesetzlosen Gesellen, auf ständiger Flucht vor der Polizei, durchaus nicht begierig sind, Fremde in ihren Kreis aufzunehmen.

**9** Sie fürchteten nichts so sehr wie Obrigkeit und Nachstellung, und sie konnten anscheinend das Gefühl nicht loswerden, daß sie durch mich mittelbar oder unmittelbar damit ins Gemeine kommen könnten. Ich beruhigte sie auch in dieser Hinsicht. Doch nun konnten sie wiederum nicht verstehen, weshalb ich ihr gastliches Anerbieten ablehnte. Und daß ich ihnen doch nicht so weit traute, um ihnen ins Herz ihres versteckten Daseins zu folgen, konnte ich nicht gut sagen. Ich erklärte also, ich würde hier unten auf die Ankunft des Barbajanni warten. Hätte Wichtiges mit ihm zu besprechen. „Möglich, daß der erst nach Mitternacht heimkommt“, meinte der Gannotis. „Wo willst du also schlafen?“ Ich hatte mir aber vorher schon nach ausführlicher Umschau, wobei ich übrigens entdeckte, daß im Hals der Schlucht etwa acht Boote verborgen waren, eine kanzförmig ins Meer vorstoßende Klippe als Schlafplatz bestimmt. Sie war oben von den Wogen weich und rund ausgewaschen, überdies von der Sonne richtig vorgewärmt und glühte angenehm wie ein Backofen nach. Dort legte ich mich zum Erstaunen der Männer nieder. Eine Weile noch hörte ich sie sprechen und murmeln. Dann riefen sie mir einen Gruß zu und schickten sich an, zu ihrem Dorf hinaufzusteigen. Mir fiel auf, daß sie jenes einzelne, im weißen Sand liegende Boot noch mehr mit Föhrenzweigen und Küstenfenchelbüscheln zudeckten. Ich schloß daraus, daß sie sich zweifelhafter Taten bewußt waren. Dennoch: „Gutes aufs Haupt, euch Knaben!“ schrie ich ihnen nach. Sie lachten und verschwanden.

## 5. Kapitel

Ich muß wirklich sehr erschöpft gewesen sein, denn trotz der ungewöhnlichen Lage schlief ich sofort ein, ohne Zeit zu finden, mir über das Gesehene und Gehörte meine Gedanken zu machen. Später konnte ich ergänzen, was ich an jenem Nachmittag erfahren und gelernt hatte. Die Raubfischer hatten mich nicht gleich alles wissen lassen, was ihr Dasein betraf. Sie wollten wahrscheinlich erst abwarten, was der Barbajanni zu meiner Anwesenheit äußerte. So kannte ich noch nicht den Namen jener Bucht, darin ich mich befand. Sie nannte sich Kuluri. Und das Dorf, dem sie zutreiben, hieß Venetos. Auch gab es da etwa auf halber Höhe der Strandfelsen ein altes halberfallenes Gebäude, von wo aus sie das Meer beobachten konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Und daran mußte ihnen gelegen sein, denn oft kreuzten hier Polizeiboote.

Wenn nicht die strenge Morgenkälte gewesen wäre, hätte ich wohl in jener ersten Nacht in Kuluri bis Sonnenaufgang durchgeschlafen. So kam ich beim ersten Morgengrauen hoch. An allen Gliedern bebend, schlug ich mir die Arme um den Leib. Ringsum wogte das Meer wie ein schwarzes Wesen von unendlicher Gewalt. Das Schludzen der Brandung kam in gemessenen Pausen und erinnerte an einen weitausholenden Atem. Am Himmel unterschied ich das alther-

traute Sternbild. Der Große Wagen stand in strahlenden Punkten befestigt. Die Stellung seiner Deichsel zeigte meiner Schätzung nach etwa 3 Uhr an. Ich machte einen Kopfsprung ins Wasser, um mich zu erfrischen, und rieb mich mit meinen Socken trocken und heiß. Als ich zum Strand zurückwatete, entdeckte ich einen ziehenden Schatten im Wasser, der vor mir zu fliehen schien. Ich setzte ihm nach. Es war ein Tintenfisch, der zwischen den Steinen auf Krabben Jagd gemacht hatte und jetzt das Weite suchte. Schnell griff ich nach ihm. Er saugte sich mit seinen acht Armen an Steinen fest. Ich riß ihn los. Da schlang er seine nassen Glieder um meinen nackten Arm. Er war groß und schwer. Ich biß ihn, wie ich das bei Barbajanni gesehen hatte, das Genick durch. Er hatte nicht einmal mehr Zeit, seine Sepiablase zu entleeren. Schlaff wie Peitschenschüre hing seine Arme an meiner hochgestreckten Faust hinab. Für mein Frühstück war also gesorgt. Wohlgemut richtete ich ihn her, alles genau so, wie ich es beobachtet hatte. Dann steckte ich ihn auf einen Ast, flocht seine Arme um ihn und schmorte ihn unter langsamer Drehung in einem Feuerchen, das ich aus den welken, überall umherliegenden Föhrenzweigen anrichtete. Er bekam eine dicke schwarze Kruste, bevor er weich war. Doch unter der Kruste kam, als ich sie von ihm abkratzte, duftiges, eßbares weißes Fleisch zum Vorschein. Ich war gerade vergnügt in meine Mahlzeit vertieft, als ich ein regelmäßig schlafendes Geräusch von der Seeseite her vernahm. Dazu einen heiseren Gesang, voll von abgründiger Schwermut. Es war, als wenn ich Zeuge eines Geschehens würde, das meine Anwesenheit ausschloß; eines Mysteriums, das mich mit heimlicher Bangnis erfüllte. Niemand war etwas zu sehen. Ich konnte mir nicht erklären, was daraus hervorgehen sollte, dieses Schlafen, das rhythmisch genau ausgemessen war, und der in diesen Rhythmus gefügte Gesang. Dann kam das Begreifen nach mit der Feststellung, es könnte nur ein einsamer Fischer sein, der heimkehrte und dessen Geräusche das Echo in die Bucht trug. Und so war es. Schwarzsattend schob sich ein Boot um das Kap herum. Ich häufte schnell Sand auf mein kleines Feuer und verzog mich hinter eine Felsnadel. Das Herz klopfte mir bis in den Hals empor.

Der Heimkehrer war Barbajanni. Knirschend drang der Kiel seines Bootes in den Sand. Er sprang an Land, witterte mit der Nase in dem Rauch herum, der von meinem Feuer übriggeblieben war, und blieb abwartend stehen, als wenn er eine Gefahr gewärtete.

„Jassuh, Barbajanni!“ rief ich leise. Er griff sich an die Schärpe, da, wo sie ihre Dolche verbergen.

„Ich bin es nur“, sagte ich und trat ihm entgegen. Er blieb an den Platz genagelt stehen, als sähe er einen Geist.

„Kernst du mich nicht mehr?“ fragte ich. „Escheksikon“, murmelte er und stieß die Luft hörbar durch die Nase.

„Kalli meras, Barbajanni“, sagte ich ziemlich schüchtern und streckte ihm die Hand hin.

„Pulver auf deinen Bauch“, brummte er, ohne meine Hand zu nehmen.

„Ich will jetzt mit euch hier leben“, sagte ich, „versteht du, ich habe in Zagora nichts zu suchen. Ich fühle mich dort nicht glücklich.“

„Du bist verrückt“, schimpfte er. „Steig ein. Sofort zurück. Wenn sie dich hier finden, bist du des Todes.“ „Sie haben mich schon gefunden“, entgegnete ich. „Sie haben mit mir zusammen gegessen. Sie haben mich in ihr Dorf eingeladen. Aber ich wollte erst deine Ankunft abwarten.“

„Ist das der Dank dafür, daß ich dich so schön untergebracht habe“, schimpfte er. „Wie kommst du hierher?“

„Zu Lande“, sagte ich. „Bin einfach immer der Nase nach nordwärts gegangen.“

„Schade, daß dich die Wölfe nicht zerrissen haben“, fauchte er. „Hast du dem Wirt etwas gesagt?“

„Nein. Es war Nachmittag. Er schlief. Ich stand auf der Platia. Da zog es mich hinweg. Ich mußte folgen. Es war wie ein Ruf, den ich vernahm.“

„Du hattest getrunken, wie?“

„Ich war nüchtern wie ein Strandkiesel.“

„Was wird Stephanos dazu sagen. Er hat für dich gebürgt bei dem Wirt.“

„Dafür hat er das Handgeld eingesackt. Und das habe ich längst abverdient.“

„Der Wirt wird Stephanos verantwortlich machen für deine Flucht.“

„Stephanos ist in Saloniki.“

„Gut. Dann steig ein. Ich fahre dich hin.“

„Warum willst du mir nicht erlauben, hierzubleiben?“

„Du bist jung. Du bist zu schade für die da.“ (Er machte eine ungewisse Gebärde über den Strand und das Hinterland hin.)

„Ich fühle mit ihnen, will ihr Freund sein.“

„Sie werden dich verderben.“

„Ich weiß, was ich will.“

„Es geht nicht. Es kann und darf nicht sein.“

„Warum nicht?“

„Der Staat ist hinter uns her mit Polizisten und Gendarmen. Wir sind umzingelt. Man ist uns auf der Spur. Wenn sie dich hier bei uns aufgabeln, kommt es auf unsere Häupter.“

„Ich bin flink und verschwiegen. Auf mich könnt ihr zählen.“

„Du bist fremd hier. Du hast keine Papiere. Eines Tages wird dich irgendeiner, der unberechenbar ist,

erstechen. Denn das werden sie schnell heraushaben, daß du vogelfrei bist.“

„So vogelfrei wie sie selbst.“

„Gut. Bleibe einen Tag und eine Nacht. Das wird genügen, dich von der Unmöglichkeit deines Planes zu überzeugen. Und morgen fahre ich dich nach Saloniki zum Stephanos.“

„Oriste, kurios, ich bin bereit, Herr“, sagte ich spöttisch.

„Mußt nicht denken, daß du meinen Willen brichst“, brummte er wütend. Aber für diesmal hatte ich gewonnen.

## 6. Kapitel

Um mich von weiteren Begegnungen mit den Raubfischern abzuhalten, führte mich der Barbajanni den ganzen Tag im Boot umher, machte mich zum Gehilfen in seiner Fischerei, ließ mich weidlich schuften und zeigte sich im übrigen so unnahbar wie möglich. Ich begriff, daß das alles Mache war, um mich von meiner Absicht abzubringen, und fügte mich.

Wir glitten mit dem Agios Nicolaos an dem wellenschallenden Schluchten- und Höhlenstrand entlang. Die langen dicken Riemen schnitten gemächlich ins Wasser, drehten sich, kamen triefend hoch, schlitzten zurückgezogen flach über die Wellen hin und tauchten wieder ein. Er hatte mir ein Ruder übergeben. Ich stand neben ihm und versuchte mich in seiner Kunst. Und während ich langsam in Schweiß geriet, erzählte er mir, um mich abzuschrecken, schauerhafte Geschichten von den Männern, die ich in Kuluri kennengelernt hatte.

„Mit wem hast du gesprochen“, fragte er, „hieß einer etwa Gannotis?“

Fortsetzung Seite 7

## Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Auf Wunsch sehen wir von voller Namensnennung ab. Porto für Briefantworten bellegen.

### Ich muß alles abgeben

Ich bin Lehrling und verdiene in der Woche 15 Mark. Ich muß alles Geld zu Hause abgeben. Meine Mutter sagt, das reicht nicht aus, um das Essen und meine Schuhsolen zu bezahlen. Sie kauft mir die Wochenkarte für die Straßenbahn, aber Taschengeld kriege ich nicht. Will ich einmal irgendwo hingehen, dann muß ich sie um das Geld dafür bitten. Ich habe Angst, ich werde nie ein selbständiger Mensch.  
Erwin K., Stuttgart-Zuffenhausen

Die Angst, Erwin, brauchst Du nicht zu haben. Daß Du über Deine Sorgen nachdenkst und uns sogar schreibst, spricht für Deine Selbstständigkeit. Du schreibst nicht, daß Deine Mutter Dir ein Vergnügen abschlägt, also will sie Dein Geld nicht verbrauchen, sondern sie ist nur so wie viele Mütter: Sie mag sich nicht an die Vorstellung gewöhnen, daß Kinder einmal — trotz aller Liebe — von Mutters Schürzenband loskommen wollen und loskommen müssen. Sie will wissen, was Du tust und treibst, und so hält sie Dich eben am

Gängelband. Aber Vertrauen kann man nicht erzwingen, und jeder Junge träumt schon während der Schulzeit davon, wie herrlich es einmal sein wird, wenn er erst einmal Geld verdient. Es ist Ehrensache, wenn man 15 Mark verdient, davon zu Hause abzugeben. Vater und Mutter können auch nicht nach Belieben Taschengeld verwenden, und wenn Du einmal verheiratet sein solltest, wirst Du Dich auch mit Deiner Frau über die Verwendung des von Dir verdienten Geldes verständigen müssen. Aber Deine Mutter muß einsehen, daß man einen Teil seines Geldes nach eigenem Gutdünken verwenden muß. Nicht nur, um den Umgang mit Geld zu lernen und zwischen wichtigen und unwichtigen Ausgaben unterscheiden zu können, sondern vor allem, um auf eigene Faust Freude zu machen. Wenn man die Mutter vor ihrem Geburtstag um Geld fragen muß, um ihr ein Geschenk zu kaufen, dann ist die größte Freude schon dahin. Wenn Du willst, schicken wir einmal einen erfahrenen Kollegen zur Mutter, um mit ihr eine Aussprache darüber zu haben.

denen nur die kalte Schulter. Wir wissen, daß es Gewerkschaften geben muß, aber denkst Du daran, daß es auch Hochschulen geben muß?  
F. St., Aachen

### Lieber Freund St.

Du siehst, wir nennen Deinen vollen Namen nicht, denn Du sollst keine Nachteile durch Deinen Brief haben. Du weißt, daß der DGB nach dem Industriegewerkschaftssystem aufgebaut ist. Unser Kollege Albin Karl hat auf dem Bundeskongreß in Berlin erklärt, wie schwierig es zurzeit noch ist, Euch als „Arbeitnehmer“ organisatorisch zu erfassen, obwohl zukünftige Diplomingenieure es da noch leichter haben als Studenten der Rechtswissenschaft. Versteht das gewisse Mißtrauen, das den Universitäten gegenüber teilweise noch besteht. Zu lange haben die „Gebildeten“ die Arbeiter verachtet, aber wir versuchen doch umzuwurzeln. Viele Gewerkschaftsfunktionen werden heute schon von Akademikern wahrgenommen, und die Arbeit des Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts der Gewerkschaften steht in hohem Ansehen, aber wir erleben es immer wieder, daß man die Gewerkschaftsfunktion nur als Sprungbrett für eine bessere Industriestellung benutzt — das schafft neue Spannungen. Dennoch bleibt es ein echter Mangel, daß die Gewerkschaften Euch noch nicht als „Anwärter“ aufnehmen und noch keine Stipendien für begabte Arbeiterkinder geschaffen haben und so wenig Einfluß auf die Hochschulen nehmen — aber wollen wir nicht gemeinsam glauben, daß sich das bald ändern wird? Und daß der „Aufwärts“ sich weniger an Euch wendet, erklärt sich daraus, daß es fast an jeder Universität eine Studentenzeitung, aber nur eine „Aufwärts“ gibt!

### Was ist mit den Studenten?

Ich lese oft den „Aufwärts“ und lese ihn gern, aber ich frage mich manchmal, weshalb Ihr Euch nur an die Jungarbeiter und Lehrlinge wendet. Mindestens zwei Drittel der Studenten müssen sich ihren gesamten Lebensunterhalt oder doch einen Teil davon durch eigene Arbeit verdienen; schon deswegen bedürfen sie des Schutzes der Gewerkschaften, aber wo sollen sie sich organisieren? Die Industriellen unterstützen uns, die wir an den Technischen Hochschulen studieren, Ihr aber zeigt den Stu-

## Kein Schulentlassener ohne Arbeitsplatz

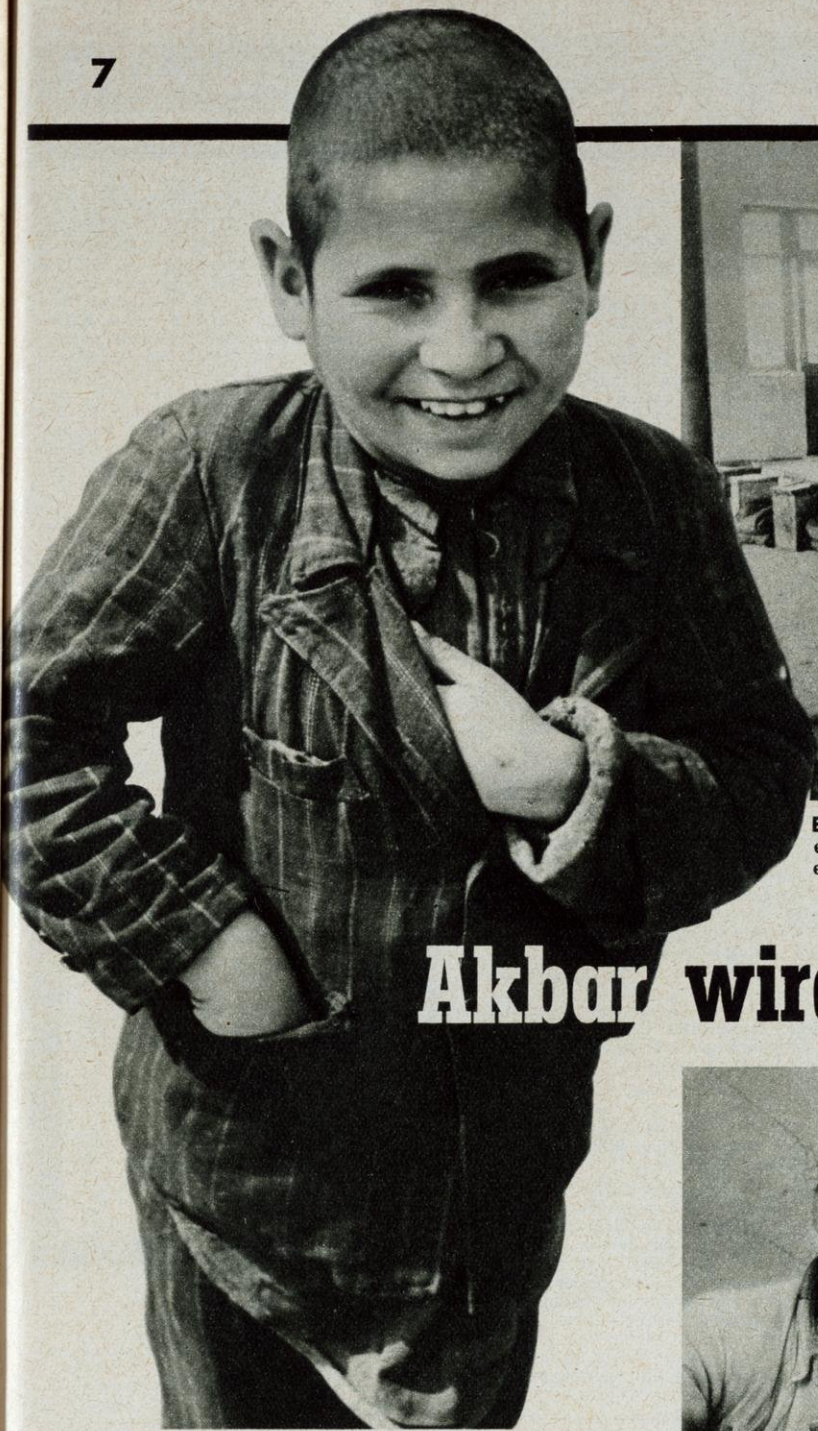
Schon jetzt zeichnet sich aber die Gefahr ab, daß ähnlich wie in den Vorjahren nicht alle Schulentlassenen in ein Lehr- oder Arbeitsverhältnis vermittelt werden können. Die damit verbundene Gefährdung der weiblichen und männlichen Jugend liegt auf der Hand. Sie bestimmt am Ende die Einstellung der jungen Menschen zum Staat und bringt, von allem anderen abgesehen, auch untragbare soziale Belastungen für die Gesamtheit mit sich. Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes appelliert daher mit Nachdruck an die verantwortlichen Stellen in Industrie, Handwerk und Handel, an die Betriebsräte und Gewerkschaftsfunktionäre, alles zu tun, um der schulentlassenen Jugend den unerläßlichen Lehr- oder Arbeitsplatz zu vermitteln. In den nächsten Jahren ist mit einem fühlbaren Zurückgehen der Schulentlassenen zu rechnen.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund wendet sich auch an die Regierungen und Parlamente mit der Forderung nach einer Verbesserung der Maßnahmen zur Berufsförderung. Nur durch die Bereitstellung zusätzlicher Mittel wird es möglich sein, die gesteigerten Anforderungen zu erfüllen.



Schöne Stimmen aller Länder gaben sich am Rhein ein Rendezvous. Aus Spanien war Nati Mistral, die ungekrönte Königin der spanischen Sängern, gekommen, um auf Professor Heuss' Wohltätigkeitsfest für die „Deutsche Hilfe 1953“ zu singen. Nebenbei probierte Nati, ein paar Worte Deutsch zu lernen. — Wenig rheinabwärts, angesichts des Kölner Doms, erhoben zehntausend junge Sänger aus siebzehn europäischen Ländern auf dem internationalen Sängerknaberkongreß ihre Stimme zu einem Chorgesang. Musik war die Sprache, die alle verstanden.





Eine Kiste und zwei Decken in der großen Schlafhalle und außerdem ein festes Dach über dem Kopf können schon ein Leben ändern, schon aus einem streunenden Bettler einen seßhaften Handwerker machen. Vielleicht.

## Akbar wird sein Laster los...

Von der Sucht nach Rauschgift gezeichnet ist das Allmännergesicht dieses achtjährigen Jungen. Eine Razzia der persischen Polizei überraschte ihn in einer Opiumhöhle, die fast nur von Kindern besucht war. Es gibt viele Kinder und Jugendliche, die rauschgiftsüchtig sind. Akbar wurde nun in ein Lager eingewiesen, in dem man Süchtige entwöhnen und gestrauchelte Existenzen wieder auf den geraden Weg zu bringen versucht. Allerdings sind die meisten noch nie auf geradem Weg gewesen.



Der Schrecken der Märkte der persischen Städte betrachtet den Heimaufenthalt als „Urlaub“. Sein „Arbeitsplatz“ waren große Menschenmengen. Dort „verdiente“ er sich durch seine Taschendiebstähle den Lebensunterhalt.

Die zweite von rechts soll das Kind einer Stammesfürstin sein, die einen Sohn hatte haben wollen und aus Enttäuschung ihre Tochter aussetzte. Neugierig mustert sie mit ihren Freundinnen Akbar von Kopf bis Fuß.



„Die Republik der Strolche und Bettler“ — so heißt dieses Heim im Volksmund — hat auch ein eigenes Museum. Als Akbar in die „Republik“ eintrat, wurde er wie alle Neuankömmlinge nach verbotenen Gegenständen „gefilzt“, die dann dem Museum einverleibt wurden. Die Schalen mit den Händen dienten zum Betteln. Vorn sieht man mehrere Opiumpfeifen und Dosen mit dem gefährlichen Opiumtabak und den Rauschgiftzigarettenkippen. Auf dem weißen Teller oben liegt Haschisch.

## Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

„Ja“, sagte ich, „einer hieß Gannotis.“  
„Soll ich dir sagen, was es mit ihm für eine Bewandnis hat?“

„Sage es mir.“  
„Gannotis besitzt als einziger unter uns zwei seefeste Boote. Er ist unser reichster Mann. Er bietet dir ein Bild kühler sicherer Würde. Und doch hat er eine Untat hinter sich, von der nur wenige wissen. Legten da eines schönen Tages zwei Türken mit einem hübschen Ruderboot in Kuluri an. Waren offensichtlich auf der Flucht. Hatten irgend etwas auf dem Gewissen. Man sah es ihren Gesichtern an. Auch waren ihre Schärpen so merkwürdig geschwollen, als hätten sie Wertsachen, Raubgut, darin verborgen. Nun, bei uns steht immer noch eine alte Rechnung mit den Türken offen. Die hat noch keiner vergessen. Gannotis, zufällig allein am Strand, empfing sie, bot ihnen Versteck und Obdach an. Sie willigten nur zu gern ein. Er führte sie abseits in eine alte Steinhütte, sprach beruhigende Worte zu ihnen. Sie sahen gläubig in sein erhabenes Gesicht. Er tötete sie, ehe sie begriffen hatten, daß sie verlorene Männer waren. Und wen sahst du noch?“  
„Den Kafsali.“

„Der ist harmlos. Und wen dann?“

„Dilemmachus“, sagte ich.

„Heiliger Himmel“, seufzte Barbajanni. „Das ist der Schlimmste. Weißt du, was der macht? Der schmeißt beim Fischen nicht nur eine Bombe. Der schmeißt gleich drei. Einen Triangel. Es ist der gefährlichste Wurf, den wir kennen.“

„Warum müssen es drei sein?“

„Wir nennen diese Fangart Malagria. Sie gilt Fischen, die in weit verstreutem Schwarm auftreten. Der Triangel umzingelt sie gleichsam, zerschlägt ihnen durch die gleichzeitige Detonation die Schwimmblase, und sie sinken auf den Grund, denn diese Fische, Melanuri geheißten, sind schwer und fett. Aber nicht ihnen gilt die Jagd. Sie sind nur als Köder für eine andere, wertvollere Fischart gedacht, die Argopsara. Die Melanuri leben an der Oberfläche und sinken zu Grunde, wenn sie sterben. Die Argopsara aber leben am Grunde, sind Raubfische von äußerst zartem Fleisch. Die teuerste Marktware, die wir haben. Sie stürzen sich auf die halbtoten Melanuri und fressen sich die Bäuche voll, während der Dilemmachus sie in aller Ruhe beobachtet. Haben sich genügend viele Argopsara zu der unterseeischen Mahlzeit eingefunden, wirft er den zweiten Bombentriangel. Berge von Schaum schmeißt die Detonation auf. Und der Grundfisch, die Argopsara, kommt betäubt nach oben. Bei ihm hat es nämlich nicht die Schwimmblase zerschlagene, sondern sein Gleichgewichtsorgan. Wie betrun-

ken zappeln sie an der Oberfläche umher und können leicht mit dem Netz eingesammelt werden. 5000 Oka, 800 Oka, 1000 Oka Fisch können so auf einen Schlag erbeutet werden. Das ist die Malagria unseres Erzfishers, die schonungsloseste Fangart, die es gibt.“  
„Schonungslos auch für den Mann, der sie ausübt?“  
„Das kannst du dir denken! Er ist der einzige, der sie noch betreibt. Es hat schon zuviel Tote dabei gesetzt.“

„Aber du arbeitest auch mit Dynamit?“

„Nur noch gelegentlich und gegen meine Überzeugung.“

„Warum hältst du also zu den Raubfishern?“

„Ich gehöre zu ihnen.“

Meine Frage schien ihm peinlich zu sein. Er nahm mir das Ruder ab und wandte seine Aufmerksamkeit den Riffen zu, die sich nur durch ein leicht gekräuseltes Wasser verrieten. Er hatte hier irgendwo Grundangeln liegen. Ich ließ mich auf dem Vorderdeck nieder und starrte traurig in die Ferne. Mir fiel nichts ein, womit ich ihn hätte umstimmen können. Er beharrte stur darauf, daß ich bei den Raubfishern nichts zu suchen hätte. Und eigentlich sprach das ja für ihn, für seine Rechtschaffenheit. Er war mir wohlgesinnt und wollte mich vor dem Verderben bewahren. Ich aber sah nirgends weniger mein Verderben, als in dem Wirkbereich, dem er sich zuwählte. Im Gegenteil, ich ahnte dort Aufgaben, vermutete ein Ziel für mich.

Fortsetzung folgt



Mario Lanza

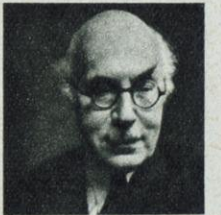
## KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★ Auch Stars können gelehrt werden. Metro-Goldwyn-Mayer setzte dieser Tage seinem Millionenstar Mario Lanza den Stuhl vor die Studiotür. Millionenstar war Mario, was die Verluste anging. Und die betrug 3,3 Millionen DM für MGM, weil Mario „keine Lust“ hatte und dadurch die Dreharbeiten für den „Studentenprinz“ schon um ein ganzes Jahr verzögert hatte. Mario soll jetzt eine Summe von 21 874 688 DM Schadenersatz bezahlen.

★ Siziliens berühmt-berüchtigt-beliebter Bandit Giuliano wird jetzt auf der Leinwand verewigt. Der Familie des toten Edel-Gangsters wurden 500 Millionen Lire für die Verfilmungsrechte der Geschichte ihres schwarzen Schates angeboten.

★ Victor Gollancz, Schriftsteller und Verleger, in Deutschland bekannt und verehrt wegen seines Kampfes gegen Hunger und Demontage im Nachkriegsdeutschland, ist in diesen Tagen 60 Jahre alt geworden. Gollancz ist der Sohn eines polnischen Juden.



★ Eine Ausstellung alter holländischer Meister in Londons Royal Academy ist zu einem sensationellen Publikumerfolg geworden. Am letzten Tag fast 20 000 Besucher. Der Präsident der Königlichen Akademie hatte einige der 644 Meisterwerke in einer Fernsehshow vorgestellt und in seinem Vortrag Ausdrücke wie „ganz toll“, „eine Wucht“, „Zucker, Zucker“ und „verdammt gekonnt“ gebraucht.

★ Der Briefmarkentausch mit dem Ausland ist ab 25. April wieder erlaubt. Die in einem Monat getauschten Marken dürfen den Wert von 50 Mark nicht übersteigen, sonst muß Einzelgenehmigung beim Landwirtschaftsministerium beantragt werden. Formulare sind bei den Postämtern erhältlich.

★ Gute Bücher gegen Schund boten Bremer Jugendpflagestellen an. Für 25 bis 40 Schmöker gab es ein gutes Buch. Die Jugendlichen schlepten ihre Schmöker hundertweise an, um gute Bücher in der Linie von Hans Hars und Thor Heyerdahl („Im Floß über den Atlantik“) zu erwerben. Ein 14jähriger schleptete nicht weniger als 355 Revolverhefte an. „Alles selbst gelesen!“ sagte er stolz. Nach drei Stunden waren die Tauschstellen trotz erhöhter Umtauschquoten und trotz fast 2000 DM Spenden totgetauscht.

★ In diesen letzten Wochen vor Elisabeths Krönung lassen sich auf einmal Fensterplätze und Kitschsouvenirs nicht mehr verkaufen. Während noch vor kurzem Fensterplätze entlang der Krönungsprozessionsstraße inklusive Sektirührstück mit 600 DM gehandelt wurden, finden die supertüchtigen Häusermakler heute selbst für den halben Preis keine Schleute mehr. Eine Londoner Schauspielerin erhielt noch vor kurzem ein Angebot von 12 000 DM für ihre sichtbarste Wohnung für eine Woche. Sie zögerte in der Hoffnung auf noch bessere Angebote, mit dem Erfolg, daß sie jetzt ihre moderne Wohnung noch nicht einmal für 6000 DM loswerden kann. Aschenbecher, Trinkgläser, Bilder, Kalender und Porzellan mit Elisabeth-Bildchen, an denen London fast erstickt, finden kaum noch Käufer.



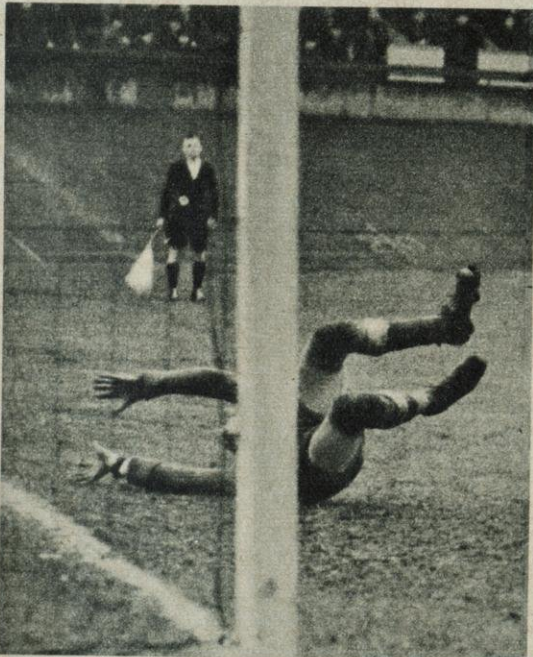


# Tooor...

Tooor! So schallt es allsonntäglich über tausende Fußballplätze in der ganzen Welt. Ob es ein Länderspiel ist, eine Liga-Entscheidung oder ob Uelpenich 04 wüst gegen FC Knollendorf rempelt, immer erreicht die Ekstase der Zuschauer ihren absoluten Höhepunkt, wenn nach einem rasanten Angriff das Leder endlich ins Netz geht. Das ist immer wieder der große Augenblick eines jeden Spieles: Tooor!



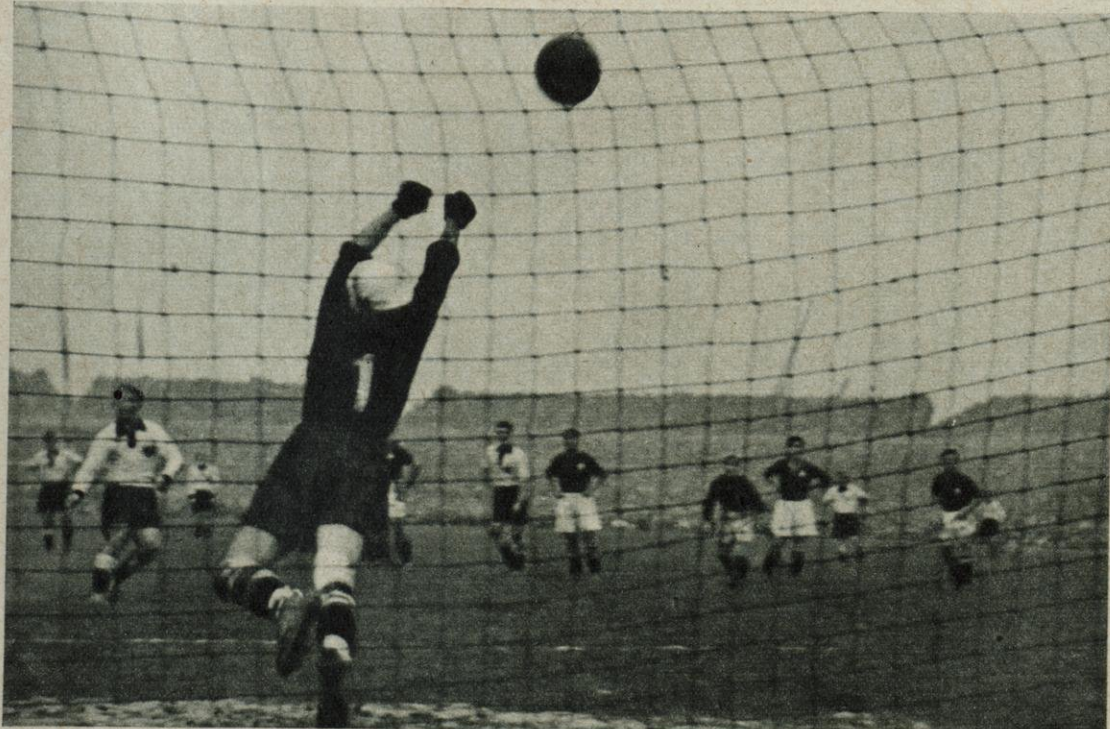
Die Bildberichter des AUFWARTS haben in den vergangenen Monaten diesen Augenblick für unsere Leser auf die Platte gebannt. So aufmerksam die Zuschauer auch jede Phase des Spieles verfolgen mögen, in den seltensten Fällen wissen sie genau, wie es zu dem „Tor“ gekommen ist. Oft knallt der Ball ins Netz, ein enttäuschter Torwart erhebt sich müde, die Massen rasen Beifall oder ... pfeifen. Stunden, Tage danach wird noch das Wenn und Aber diskutiert: „Hätte er doch ...“ (Bild oben)



Eine Zehntelsekunde zu spät! Die Zuschauer können es gar nicht begreifen, wieso das ein „Tor“ wurde. Sie kommen aus dem Staunen gar nicht heraus, die einen mit Freude, die anderen mit Ärger — je nach Partei. Aber der Ball liegt eindeutig im Netz. Er ging vorbei, obwohl der Torwart sein Letztes aus sich herausholte. Aber zwei Zehntel-sekunden entschieden die Sache oder auch nur eine Zehntel-sekunde. Die Kamera, schneller als das menschliche Auge, zeigt genau, wie es war. (Bild oben)

Noch hat keiner erfaßt, daß gerade wieder ein Tor gefallen ist. Der Torwart streckt noch die Hände nach dem Ball aus, der Linienrichter im Hintergrund beobachtet noch den Ausgang der Sache, die Zuschauer sitzen noch gespannt auf ihren Bänken. Der Ball ist längst im Netz! Dieses Foto zeigt ganz besonders, wie ein Torwart in Sekunden reagieren muß, wie seine Leistungen oft an Artistik grenzen. Und Sekunden entscheiden über Tabellen und Vereine. (Bild links)

Gebannt stehen die Spieler in dieser dramatischer Sekunde, der Sekunde, die vielleicht über Sieg und Niederlage, über Aufstieg oder Ende einer bekannten Mannschaft entscheidet. Zu spät! Dieser Ball ist nicht mehr zu halten. Der Torwart wird ihn nicht mehr erreichen. Denn während er sich vom Boden löst, um dem Ball entgegenzuschellen, geht das Leder schon über ihn hinweg. Das ist die Sekunde, die kein Tipper einkalkulieren kann. (Bild unten)



## Nochmals lange Hosen

In Deiner vorletzten Ausgabe brachtest Du den Artikel: „Sollen Mädchen lange Hosen tragen?“ Dieser Artikel war so in Ordnung! Natürlich sollen oder können sie das, oder sollen die langen Hosen nur uns, als angeleglichen Herren der Schöpfung erlaubt sein? M. E. soll jedes Mädchen sich kleiden, wie es kann, praktisch und trotzdem nett. Wenn nun in einer Leserschrift von Fräulein M. steht, die Mädchen könnten Deine Ansicht nicht teilen, so spricht dieses „Mädchen“ nur von sich.

Jawohl, ich kann mir eine echte Mutter in langer Hose vorstellen, allerdings keine „teutsche“, denn hier liegt bei Fräulein M. wohl die Betonung. Warum betont sie das überhaupt?

Als ob die Familiengerechtigkeit an der Kleidung der Frau und Mutter Schaden erlitten. Mir klingt der letzte Satz dieser Leserschrift bald wie ein Propagandasatz der „NS-Frauenschrift“.

In dem Betrieb, in dem ich arbeite, laufen viele Kolleginnen in langer Hose umher, und keine der Älteren nimmt Anstoß an der unechten „Weiblichkeit“. Meines Wissens werden sich die Mädchen, die mit beiden Beinen im Leben stehen, nicht um solche Redensarten kümmern, sondern lange Hosen anziehen, wann sie wollen.

Lieber „Aufwärts“, ich hoffe, Du nimmst mir meine Bissigkeit nicht übel und veröffentlichst auch meinen Brief, wenn es geht, mit voller Namensnennung.

Ich grüße Dich sehr herzlich

Klauspeter Schmidt

Es ist eine schöne Gepflogenheit, daß wir in unseren Zeitschriften Leserbriefe bringen, die auf vorangegangene Briefe antworten und darin ihre Meinung kundtun.

Wenn ich mir aber den Leserbrief der Felizitas M. aus Freiburg in der Nr. 3 des „Aufwärts“ ansehe, dann meine ich, daß wir solche Artikel nicht ohne irgendwelche Erklärungen abdrucken können.

Wenn die Schreiberin von „echten deutschen Müttern“ und von „familiengerechten Müttern“ spricht, dann ist das eine Tendenz, die wir als Gewerkschafter unter gar keinen Umständen jungen Kollegen vorsezen dürfen. Meine Generation wird sich noch sehr gut an die Zeit erinnern, in der wir zu echten deutschen Frauen und Müttern erzogen werden sollten — natürlich aber auch nur zum Wohle von Volk und Staat. Dieser Brief könnte gut in jenen Jahren geschrieben sein und sollte deshalb von uns nicht einfach hingenommen werden.

Außerdem finde ich den Diskussionsbeitrag für verfehlt. Es geht bei diesem Thema nicht um Volk und Staat und echtes Muttertum — es ist doch lediglich eine Frage des persönlichen Geschmacks. Zweckmäßig sind die Hosen für die Frau auf jeden Fall. Es fragt sich nur, wie sie tragen kann, und wann man sie tragen kann.

Wenn junge Mädchen aus einer inneren Einstellung heraus anderer Meinung sind, dann wird man sie akzeptieren. Aber nicht aus oben angeführten Gründen. Wir sollten doch sehr darauf achten, daß wir unsere Zeitung von solchen Tendenzen freihalten. M. Buschendorf.



„Was tust du während der Halbzeit?“

## Die größte Propaganda

Zu dem Leserbrief von H. Ko., Düsseldorf, in Nr. 4 des „Aufwärts“ (Parademarsch oder geschürzte Mädchen) möchte ich sagen: Der Film ist die größte Propaganda, die sich die Regierung wünschen kann. Denn ins Kino geht jeder. Und wer macht die Filme? Die Filmgesellschaften! Aber wer bestimmt den Inhalt? Die Verleiher, denn diese sind die Leute, die das Geld haben und die Macht, d. h. sie bestimmen, welche Filme in die Kinos gehen. Weiterhin, bei einem Krieg wird Geld verdient, nicht von uns, sondern von den Leuten, die schon Geld haben. Also werden Filme gedreht, die das „Soldatenspielen“ verherrlichen. Mich wundert es überhaupt, daß der Film „Im Westen nichts Neues“ gezeigt wurde, er zeigt doch das ganze Elend des Krieges und ist bestimmt keine Propaganda für die „Europäische Armee“.

J. M., Darmstadt

## Lügen die Sterne?

Früher glaubte ich nur an Binsenwahrheiten! Das änderte sich, seitdem ich berufsmäßig fast sämtliche Zeitungen zu lesen genötigt bin. Nun suche ich die Wahrheit und damit innere Erbauung in der Horoskopspalte. Sie studiere ich zuerst, obwohl ich mich eigentlich nur mit den ersten drei Seiten beschäftigen sollte. (Aber erst dann scheinen sie mir lesbar.)

Es tut wohl, schon vorher zu wissen, was einem demnächst blühen und passieren wird. Ist der Tag vorüber und ich bin mit List und konzentrierter Wachsamkeit den drohenden Fährnissen aus dem Wege gegangen, schlafe ich ein mit einem Lobgefühl für meine Zeitung, die mich so zielsicher und eigentlich ohne lästige Nebenspesen über häßliche Klippen und Fallgruben steuerte.

Ich lese nun beispielsweise, daß der heutige und auch der morgige Tag krisenfrei für mich sei, aber nach einer anderen Voraussage soll

ich mich seelisch stark machen, um die Lage zu meistern. Zur Vorbeugung also „mache ich mich seelisch stark“! Es war gut so, denn meine Frau rutschte mit dem neuen Kaffeeservice (von Weihnachten) aus und zertrümmerte den Rest buchstäblich am Boden. Zumindest für meine Frau war es eine Wohltat, wie seelisch stark ich war. Ich fühlte mich geradezu innerlich beglückt, zumal in dem Nachsatz des Horoskops zu lesen war, daß, wenn ich mich trotzdem ärgere, ich den Grund vergessen und „möglichst wenig Wind machen“ sollte!

Ich bin glücklich, die Situation so entscheidend gemeistert zu haben, und daher sehe ich voller Spannung meiner fernerer Zukunft entgegen. Also möglichst viel Seelenmassage — was kann dann schon passieren? Im Horoskop meiner Frau stand übrigens für denselben Tag, daß sie durch „kleine Überraschungen angenehmer Art“ erfreut würde und sie möchte finanziell klug disponieren. Das heißt, daß ich morgen — so billig im Ausverkauf natürlich — ein neues Geschirr kaufen soll. („Du weißt schon, das nette von Fürstenberg.“)

Laßt Euch, liebe Leser, dringend raten, die Horoskopspalte aufmerkamer zu studieren. „Die Sterne lenken zwar das Schicksal, aber der Weise meistert die Sterne.“ Martin Plat

## Leser schreiben an den Aufwärts

### Sportplatte zu klein

Mit betrübtem Sinn muß ich zur Kenntnis nehmen, daß das Schmutz- und Schundgesetz abgelehnt worden ist. Das ist ja die Höhe von Unverstand. Sind denn die Leute unfähig, ein Gesetz zu dessen Brauchbarkeit zu formulieren? Man muß sich schämen für diese Regierung.

Alte Ruinen ist köstlich. 60 bis 80 Millionen könnten besser zur Förderung des Theaters verwandt werden.

Hitlers Badewanne und Eva Braun bei Freikörpergymnastik, das klingt doch zu sehr nach Kitsch. Ich dachte, so was käme nur von Hollywood.

Ihr habt ja grausame Mitarbeiter. Sicher, der Kostenvergleich zwischen den einzelnen Kriegen ist interessant, aber 8 Pfennig das Pfund Menschenfleisch ist sehr kannibalisch. Der Artikel ist eine gute Satire.

Ich möchte nun noch die Sportplatte kritisieren. Sie ist zu klein. Ihr könnt sie doch sicher etwas erweitern? Catchen sollte sicher verboten werden. Aber warum ist wohl Boxen noch nicht von den Olympischen Spielen gestrichen? Boxen ist durchaus sportlich.

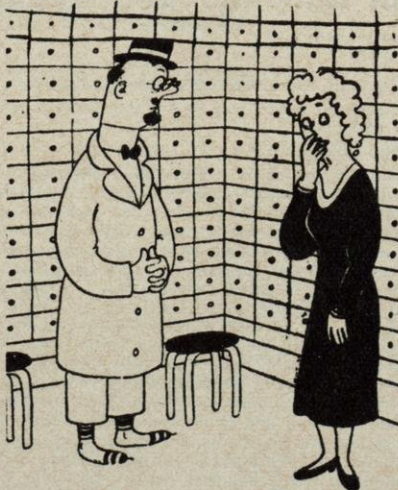
Werner Panke

### Eines Tages heiraten

Zu dem, was unter dem Titel Auskunft geschrieben wird, möchte ich einiges sagen. Da steht in der Nr. 7 vom 2. April 1953 unter der Überschrift „Eines Tages heiraten“ ein netter Brief abgedruckt.

Ich frage mich bei dieser Art von „Auskunft“, die bei Euch in jedem Falle die Meinung der Redaktion und nicht die eines eigens dafür zuständigen Mitarbeiters ist, kann sie für mich wirklich verbindlich sein, oder kann ich sie auf mich in jedem Falle anwenden? Da mir eine solche Anfrage niemals den richtigen Weg aufzeigen kann, glaube ich, daß es völlig überflüssig ist. Zum anderen, so möchte ich behaupten, gehören solche Anfragen nicht in unsere Jugendzeitschrift. Es gibt genug andere „Zeitschriften“, die solches gern übernehmen würden. Ich kann mir auch gut vorstellen, daß, wenn Ihr des öfteren solche Auskünfte erteilt, Ihr Euch vor Anfragen nicht mehr retten könnt. Auch, so glaube ich, wirkt es albern und lächerlich, wenn ich mich in solchen Sachen an die Öffentlichkeit, die ja in diesem Falle ausschließlich aus jungen Menschen besteht, wende.

Günther Wistuba



„Ja, jetzt erinnere ich mich — Sie hatten tatsächlich Schuhe an, als Sie hereinkamen...“